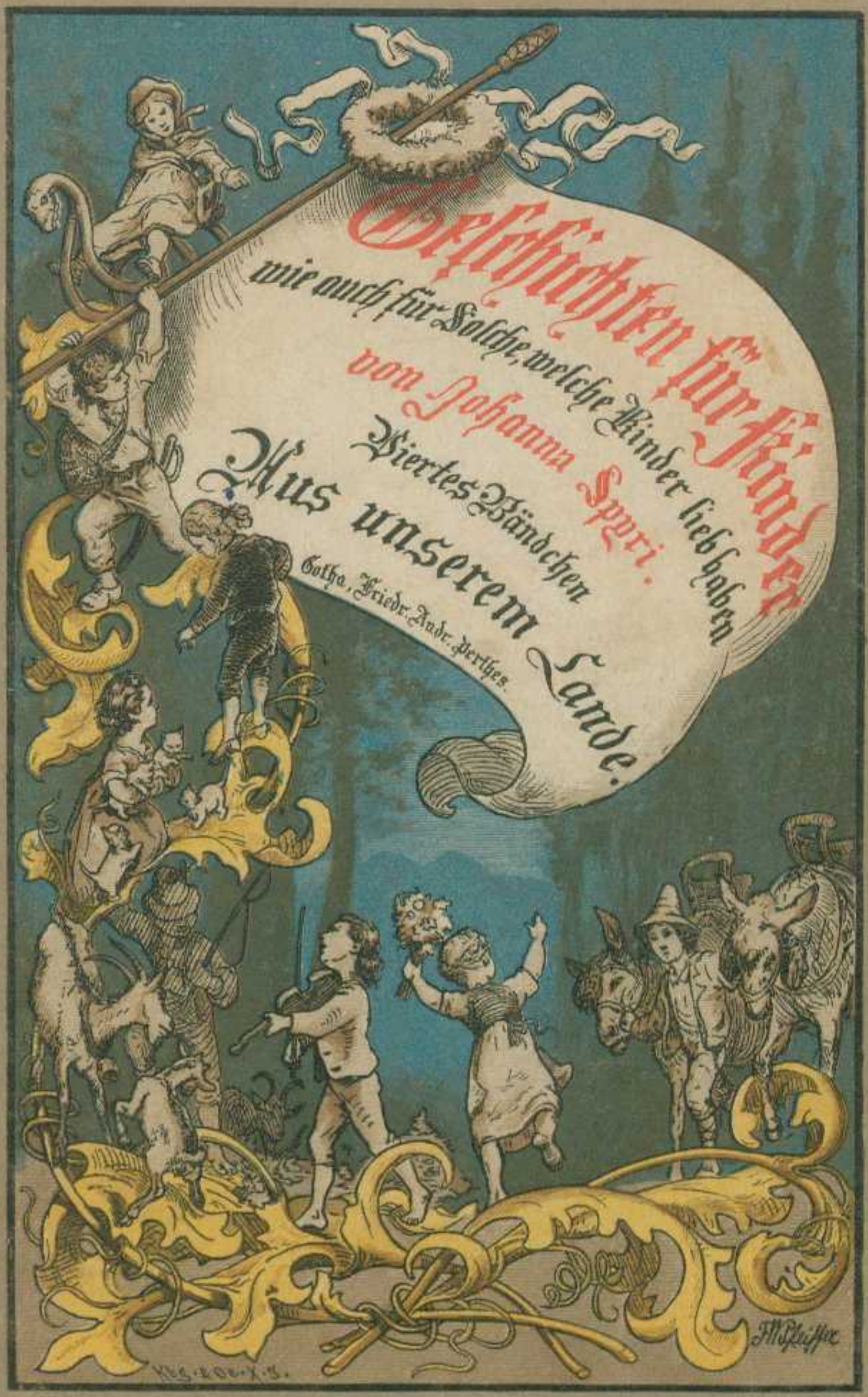
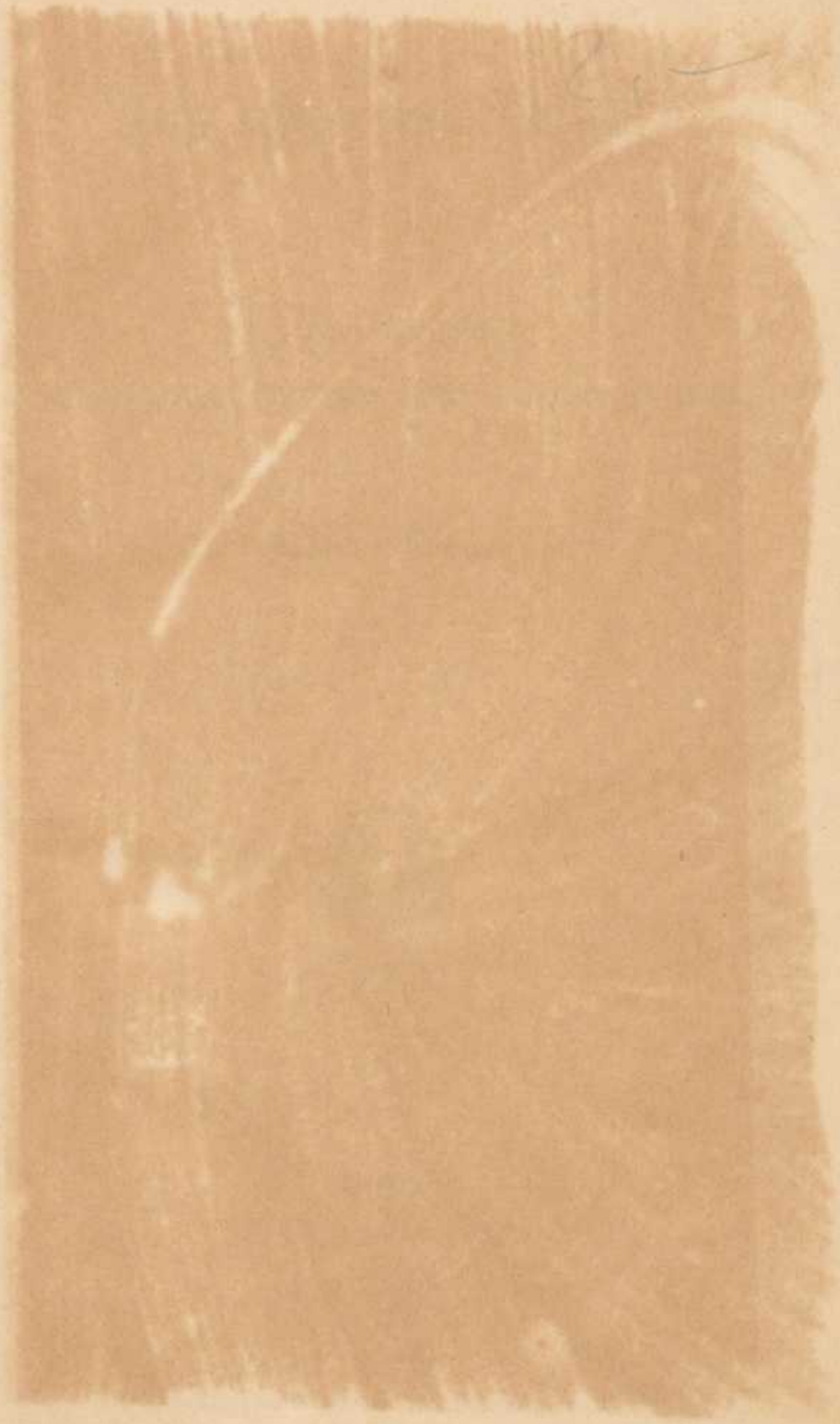

Geschichten für Kinder
wie auch für Solche, welche Kinder lieb haben
von Johanna Spyri.
Viertes Bändchen
Aus unserem Lande.
Gotha, Friedr. Andr. Perthes.



Aus unserem Lande.

Noch zwei Geschichten
für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von
Johanna Spyri.

Zweite Auflage.

M. v. PATOW.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1882.

H/S 500800

INTERNA-
TIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Inhalt.

	Seite
Daheim und wieder draußen	1
Wie es in Waldhausen zugeht	93

Daheim und wieder draußen.

Kapitel I.

Bei den Erlen.

„In den Erlen" heißt ein Bauerngut, das schöne Wiesen und Felder hat, und Äpfel- und Birnbäume stehen in Menge auf all den Feldern und Wiesen, und ist das Jahr gut, so stehen sie im Herbst alle mit hängenden Ästen da vor Fülle der Früchte und glänzen rot und gelb weithin im Sonnenschein.

Etwas entfernt von Haus und Scheune, die neben einander stehen, liegt die große Weide, wo in den sonnigen Herbsttagen die acht schönen Kühe vergnüglich das duftende Gras abweiden und dazu immerfort ein liebliches Geläute ertönen lassen, denn jede der Kühe trägt am Hals eine kleine Glocke, die bei jeder Bewegung einen Klang hören läßt; und bewegen sich nun die Kühe ein wenig stark und alle mit einander, so tönt das friedliche Geläute weit hin bis ins Thal hinab und erfreut das Herz des Wanderers, der unten auf der Straße geht. Mitten durch die große Weide hin zieht sich ein Mäuerchen, das bildet die Grenze des Gutes, denn auf der anderen Seite gehört der ebenso große

Weideplatz dem Lindenhofbauer. Etwa in der Mitte des Mäuerchens, so daß nach oben und nach unten zu der Weideplatz sich gleichmäßig ausdehnt, stehen zwei große Erlenbäume, nicht weit vom Mäuerchen weg, auf welches die hin und her wehenden Zweige zuweilen schönen Schatten werfen, beide auf demselben Gut, daher es den Namen hat: „In den Erlen".

Beim Lindenhofbauer drüben aber steht vor dem Haus, den großen steinernen Brunnen und den Hof weithin beschattend, eine mächtige Linde seit uralter Zeit; deshalb heißt das Gut der „Lindenhof".

Die beiden Güter, wenn auch nicht besonders groß, gehören doch zu den schönsten unter den ziemlich zahlreichen und weit zerstreuten Höfen, die alle zu derselben Kirchgemeinde, zu dem Bergdorfe Buschweil, gehören.

Eben schien die Septembersonne mild und lieblich auf das Mäuerchen, und über die Weide her kam ein Mädchen geschritten, das mochte wohl zehn Jahre alt sein. In seiner rechten Hand hielt es eine große Rute fest, während die linke die Schürze zusammenhielt, deren Inhalt der Trägerin sichtlich von großem Wert war, denn von Zeit zu Zeit hielt sie die Schürze ein wenig von sich weg, that einen Blick hinein und zog mit vergnügtem Lächeln sie wieder zusammen.

Jetzt war das Mädchen bei dem Mäuerchen angekommen. Hier stand es eine kleine Weile und guckte hinüber nach der Weide des Nachbarn. Ein paar lustige, blaue Augen guckten ihm aus dem Kopf, um den zwei dicke, hellblonde Zöpfe gebunden waren. Das frische, weiß und rote Gesicht kehrte sich fröhlich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und da es nichts Lebendiges erblickte, kehrte es sich zu dem

Mäuerchen um, und jetzt warf die rechte Hand die Rute von sich und begann geschäftig aus der Schürze funkelrote Äpfel zu heben, einen nach dem anderen, und sie hinter einander auf das Mäuerchen hinzulegen, eine ganze Reihe.

„Ho! he! Margritli!" erscholl es jetzt in lauten Tönen, und Rufen und Kuhglockengeläute und fürchterliches Peitschenknallen tönte alles durch einander, während ein Junge in hohen Sprüngen dahergerannt kam, hinter ihm her eine Reihe Kühe mit weithin schallendem Glockengeläute, denn infolge des lauten Peitschenknallens kamen die Tiere alle in ziemlicher Aufregung dahergetrabt.

„Warum kommst du so spät, Renz?" rief Margritli dem heranrennenden Buben entgegen.

„Weil ich noch — ich mußte noch — es gab so allerhand — ich weiß selbst nicht recht, wie es so ging."

Mit den letzten Worten war der Renz ziemlich außer Atem beim Mäuerchen angelangt und stand nun vor dem Margritli, das oben saß und sich nun von der seinigen auf die Nachbar-Seite gekehrt hatte.

„Jetzt siehst du, wie es geht", erklärte von oben herunter das Margritli in überzeugendem Ton; „ein ander Mal mußt du nicht mehr so lärmen, wenn ich später komme als sonst; du siehst, daß man manchmal nicht fortkommt, wie man will."

„Ja, 's ist wahr, du hast recht, ich hab's nicht so überdacht und es ist so langweilig, bis du kommst. O, wie heiß! O, wie heiß!" rief jetzt der Bube, indem er die Peitsche von sich warf, mit beiden Händen sein dichtes, braunes Haar zurückstrich und sich dann der Länge nach auf den Boden hinstreckte und zu dem wolkenlosen, blauen Himmel aufschaute.

Margritli schaute ihm lachend zu von seinem kühlen Sitz im Erlenschatten herab: „Es ist ja gar nicht mehr heiß, du bist nur so gelaufen. Wo hast du die Kartoffeln?"

Renz wies auf ein Säckchen, das er gleich bei seiner Ankunft an das Mäuerchen gelegt hatte.

„Aber du hast einmal schöne Äpfel", sagte er, indem er ein wenig den Kopf aufhob und wohlgefällig nach den großen, hochroten Früchten blickte, die auf dem Mäuerchen lagen. Dann streckte er sich wieder hin, guckte in den Himmel hinein und fing vor Wohlsein ein wenig zu pfeifen an.

Ruhig weideten unterdessen die Kühe auf beiden Seiten des Mäuerchens, und ihr Geläute ertönte jetzt nur einzeln und friedlich da und dort, denn sie hatten sich zum Grasen weit aus einander zerstreut auf den großen, sonnigen Weiden. Oben in den Erlen sangen lustig die Vögel, und ein frischer Bergwind wehte die Zweige hin und wieder und blies dem Margritli hier und da eins von den Blättchen weg, die es auf dem Wege abgerissen hatte und die nun auf seinem Schoße lagen und von Margritli künstlich zu einem Kränzchen zusammengereiht wurden, indem immer der Stiel des einen Blättchens in den zusammengelegten Rücken des anderen gesteckt wurde. So gab es zuletzt ein schönes, zartes Kränzchen daraus, denn es waren besondere, feine Blättchen, die dazu verwendet wurden. Nachher wurde ein solches Kränzchen daheim ins Gesangbuch gelegt und getrocknet und diente dann als Zeichen für die Lieder, die gelernt werden mußten, und auch die, welche in der Kinderlehre gesungen wurden.

Zwischen seiner Arbeit durch schaute das Margritli aber hier und da nach seinen Kühen, ob auch alle achte noch

in Sicht seien und ruhig und ordentlich grasten und von keiner Seite her gestört wurden, sich auch selbst unter einander nicht störten. Margritli kannte seine Kühe ganz genau und jede beim Namen; auch den Charakter und die Eigenheiten einer jeden hatte es sehr gut kennen gelernt in den zwei Jahren, da es so nahe mit ihnen umzugehen hatte, denn schon den vorigen Sommer und Herbst hatte es sie allein auf die Weide begleitet und da gehütet, freilich mit Hilfe des Renz, der immer auf der anderen Seite war, d. h. seine Kühe waren dort, er selbst war mit dem Margritli zusammen, wo es war, sei es auf dem Mäuerchen, sei es auf der einen oder anderen Seite desselben.

Der Renz lag unterdessen unbekümmert auf dem sonnigen Weideboden und schaute nicht viel nach seinen Kühen, denn er traute auf seine Kraft und Schnelligkeit, wenn irgendetwas unter denselben begegnen oder nicht in der Ordnung sein sollte.

Das Margritli hatte schon ein paarmal nach derselben Seite hingeblickt, wo zwei der Kühe standen und die Köpfe in die Luft hinausstreckten und gar nicht mehr grasten.

„Renz", sagte es jetzt, „ich glaube, es giebt etwas; der ‚Falk' und die ‚Braune' machen so kuriose Köpfe und fressen nicht, und jetzt fängt das ‚Rötelchen' auch an, so scheu zu thun, sieh nur!"

Renz sprang vom Boden auf. In demselben Augenblick wurde drüben ein großer, schrecklicher Kopf sichtbar, und dann der ganze wilde Stier, der in hohen Sprüngen herangerannt kam. Die Kühe sprangen scheu durch einander, die Glocken schallten laut und unruhig, es tönte wie Sturmläuten; auch die Kühe auf der anderen Weide fingen an umherzurennen.

Margritli sprang zum Renz hinunter. „O, Renz, sieh! sieh! Er kommt! Wo können wir hin?" rief es schreckensbleich. Aber mit einem hohen Satz sprang der Renz über das Mäuerchen, erhob ein so fürchterliches Geschrei und Geheul, als wäre er geradezu ein wildes Tier, knallte mit seiner Peitsche, daß es von allen Hügeln wiedererdröhnte, und so rannte er gerade auf den Stier los. Dieser kam in immer höheren Sätzen näher; Renz verstärkte sein Geheul.

Jetzt stutzte das Tier, stand einen Augenblick still — Renz heulte und knallte und rannte zu —, plötzlich machte der Stier Kehrum und in wilden Sprüngen eilte er davon, Renz hinter ihm drein, immer noch schreiend und tobend wie ein Rasender. Das Tier in seinem Schrecken machte immer tollere Sprünge und rannte dem steilen Abhang zu, der in die Güter des Breitholzbauern führte, dem der Stier entkommen war. Hier kehrte Renz um und kam galoppierend und ganz außer Atem wieder beim Mäuerchen an. Da stand Margritli noch schneeweiß vor Schrecken, aber ihre blauen Augen leuchteten in Freude.

„O, gottlob! daß du wieder da bist, Renz", sagte es, tief Atem holend; „ich bin fast gestorben vor Angst, er nehme dich auf die Hörner und werfe dich tot, wie du ihm so entgegengelaufen bist."

„Mußt dich nur nicht fürchten", beruhigte Renz, noch ohne Atem und Stimme, denn er hatte sich fast die Lungen ausgeschrieen. Jetzt mußte er aber auf einmal laut auflachen, als ihm in den Sinn kam, was für furchtbare Sätze der Stier im Schrecken über das Geheul genommen hatte.

„Ja, aber denk, wenn ich nun allein gewesen wäre?" fug das Margritli immer noch zitternd und farblos von dem

ausgestandenen Schrecken wieder an, „wenn du nicht bei mir gewesen wärst! Gar nirgends hätte ich mich verbergen können, er hätte mich gewiß auf die Hörner genommen und heruntergeworfen und wäre auf mich getreten. O! o! Und die Kühe hätte er auch mit den Hörnern totgestochen." Und das Margritli wurde erst recht kreideweiß im Gedanken daran, wie es hätte gehen können.

„Fürchte du dich nur nicht, Margritli; ich will schon immer bei dir sein", tröstete der Renz wieder. „Ich will auch am Morgen immer da sein, wenn du kommst; sei nur sicher, keine halbe Minute komm' ich mehr zu spät, ich will es schon richten. Aber dem Lindenhofbauer will ich's berichten, was geschehen ist; der wird's dem Breitholzer schon sagen, daß er seinen Stier anbinden muß, daß er ihm nicht mehr fortkommt; du mußt gar keine Angst mehr haben."

Die Kinder hatten sich wieder an das Mäuerchen gesetzt und Margritli war durch die Versicherungen ihres Genossen wieder ruhig geworden. Die Kühe gingen auch wieder sanft läutend ihrem Grase nach, und ringsum sah es wieder so schön still und friedlich aus, weit über die grünen Weiden hin, daß der Eindruck des großen Schreckens bald ganz verwischt und vergessen war.

Jetzt trug der Wind die Glockentöne von den Dörfern ringsum herauf und herüber; es war elf Uhr, die Zeit, da überall in dieser Gegend die Mittagsglocke ertönt. Nun nahmen die Frauen, die auf den Feldern mit ihren Männern arbeiteten, die Hacken auf die Schultern und gingen heim zum Kochen, und die Hüterbuben und Mädchen fingen an, sich überall zu regen, und hier und da sah man auf einer Weide einen kleinen Rauch emporsteigen, dem ein lustiges Jauchzen und Jodeln in die Luft hinaus folgte.

Renz sprang vom Mäuerchen herunter. „Komm, es ist Zeit!“ rief er, lief nach der Stelle, wo er seinen kleinen Sack hingestellt hatte, und holte diesen herbei.

Das Margritli legte seine Kränzchen, die eben fertig geworden waren, sorgfältig auf das Mäuerchen und ein paar kleine Steine darauf, damit der Wind sie nicht etwa wegtrage, und sprang nun auch herunter. Renz hatte den Inhalt seines Sackes auf den Boden geschüttet, da lagen trockene Kartoffeln und Holzstückchen, so wie man sie unter den Bäumen findet, ein Stück Käse und ein paar Ziegelsteine bunt durch einander.

„Du sollst auch den Käse in ein Papier einmachen“, ermahnte Margritli, indem es das Stück vom Boden aufhob; „siehst du, er ist ja rot von den Ziegeln, und Holzstückchen kleben dran“, und Margritli holte sein Sackmesserchen hervor und schabte den Käse wieder sauber, während Renz mit großem Wohlgefallen zusah, wie die Säuberung vor sich ging, denn er hatte vorher mit schmerzlicher Überraschung auf den rot und schwarz gesprickelten Klumpen niedergesehen. Margritli zog nun aus seiner Tasche ein Päckchen hervor, das war sein Stück Käse, in ein dickes, sauberes Papier gewickelt; das wurde aufgemacht und Renzens Stück dazu hineingepackt und auf das Mäuerchen gelegt.

„Aber wozu hast du Ziegelsteine mitgenommen?“ fragte das Margritli jetzt.

„Es brennt besser, sieh, das giebt den Herd“, damit errichtete Renz aus seinen fünf Ziegelsteinen eine Art von Feuerherd auf dem Boden, legte seine Hölzer hinein, eins auf das andere schön aufgeschichtet; nun zündete er an und mit einemmale schoß die Flamme empor und der Holzstoß

stand im hellen Feuer. Renz suchte nun umher, und wo er noch ein Stückchen fand, las er es schnell auf und warf es noch hinein, um das Feuer zu unterhalten. Als nun die große Flamme niedergebrannt war und nur hier und da noch einzelne Flämmchen aus der rotglühenden Asche aufloderten, nahte sich Margritli und legte sorgfältig die Kartoffeln in die Gluten hinein, jede auf ein schönes, feuriges Plätzchen, und wo dann die Asche grau werden wollte, da blies Renz mit aller Macht hinein, daß sie wieder aufglühte und legte auch immer wieder dürre Halme und Hölzchen hier und da hinein, daß immer wieder zwischen den Kartoffeln durch die roten Flämmchen aufflackerten.

Margritli schaute ganz ernsthaft in die prasselnden Gluten und Renz sprang von Zeit zu Zeit ein wenig auf die Seite, um sein Gesicht abzukühlen, das vom Blasen und Schüren selbst ganz feuerrot war. Nach einer guten Weile sagte das Margritli: „So, jetzt sind sie fertig; hast du die Schindel, Renz?"

„Natürlich", gab dieser zur Antwort, langte die Schindel samt einem Weidenrütchen unter dem Sack hervor und kniete vor das Feuer hin. Dem biegsamen Rütchen war der obere Teil umgebogen und wieder an den Rutenstengel mit einem Faden festgebunden, so daß er einen Ring bildete. In diesen wurde nun je eine der Kartoffeln gefaßt und auf die Schindel aus den Gluten herausgezogen. Lag sie einmal auf der Schindel fest, dann hob Renz sie empor und legte sie auf das Mäuerchen.

Als nun in dieser Weise alle zehn Kartoffeln herausgehoben waren und oben auf den Steinen lagen, suchte Margritli den schönsten Platz zum Sitzen aus, da, wo der Schatten der Erlen am meisten hinfiel, denn jetzt war die

Sonne im Mittag und brannte von dem wolkenlosen Himmel noch recht kräftig nieder.

„Komm, Renz, da ist's schön!" rief Margritli, indem es sich zurechtsetzte, ein paar große Blätter, die es zusammengesucht hatte, neben sich legend. Renz saß auch schon neben ihm, und nun schauten beide eine Weile zu, wie der Wind lustig über die schwarzen Kartoffeln, die zum Abkühlen da lagen, hinblies und die grauen Dämpfe, die davon aufstiegen, weit mit sich forttrug. Aber nun war's genug. Margritli ergriff eine der Kartoffeln nach der anderen, rieb mit den großen Blättern das Schwarze, Kohlige davon weg, aber nicht die Schale, denn diese schmeckte, so durchgebraten, gerade besonders gut, und nun begann das Mittagsmahl. In der einen Hand eine Kartoffel, in der anderen das Stück Käse, so saßen die Kinder da auf ihrem Mäuerchen und bissen bald in das eine, bald in das andere Gut. Über ihnen in den Erlenbäumen sangen die Vögel, über die Weide hin glitzerte die Sonne, und auf dem Boden vor ihnen nickten die blauen Glockenblümchen lustig hin und her im Winde.

„Margritli", sagte Renz jetzt, ein Stück da und eines dort abbeißend, „wolltest du lieber ein König sein auf einem Thron und eine goldene Krone auf dem Kopf haben, oder wolltest du lieber auf dem Mäuerchen sitzen im Erlenschatten und gebratene Kartoffeln essen und die Vögel pfeifen hören?"

Das Margritli schwankte.

„Weißt du", sagte es nach einiger Überlegung, „ein König kann haben, was er will, und so kann er zu allem anderen erst auch noch auf dem Mäuerchen sitzen und gebratene Kartoffeln essen, wenn er will."

„Nein, das kann er nicht, das schickt sich nicht, er muß auf seinem Thron sitzen bleiben", behauptete Renz. „Aber siehst du" — und vor Eifer hob Renz seine Faust hoch in die Luft und schlug sie dann auf sein Knie nieder —, „tausend-, tausendmal lieber will ich so hier sitzen, als ein König sein auf einem Thron, denn er hat gar nichts, was schöner wär', als was wir hier haben."

„Ja, ja, 's ist wahr", stimmte jetzt Margritli bei, „ich will auch am liebsten hier sein."

„Ja, ich glaub's wohl! O wie ist der Erdapfel gut! Hörst du den Finken?" Renz pfiff ihm seine Melodie nach. Dann biß er wieder in seine Kartoffel und schlug vor Vergnügen den Takt seiner Melodie mit den Füßen an das Mäuerchen. „Nein, hier ist's am schönsten, und schöner ist's nirgends", mußte er noch einmal bestätigen. „Oder meinst du etwa, es sei im Himmel schöner?"

„Ja, natürlich", entgegnete Margritli entschieden, „wo alle die schönen, weißen Engel sind, mit Lilien in den Händen."

„Gerad' nicht! Wo so viele fremde Leute sind, vor denen man sich fürchten muß und nicht weiß, wie man thun muß, ist's gewiß lang nicht so schön, wie da, wo wir zwei allein sind und thun können, was wir wollen und Meister sind über die ganze Weide und die Kühe und alles. Nein, auf der ganzen Welt und im Himmel ist es gar nirgends so schön wie da, das ist ganz sicher."

Aber das Margritli war nicht so leicht zu überzeugen.

„Du bist auch noch nie dort gewesen und das kann man jetzt noch nicht so bestimmt sagen mit dem Himmel", berichtigte es. „Aber komm, jetzt geht's an die Äpfel."

Der erste, solidere Teil der Mahlzeit war eingenommen

und hatte, seinem Charakter zufolge, einen immer wachsenden Durst erweckt. Jetzt kamen die halbsaueren, saftigen Äpfel an die Reihe und diese schmeckten nun so wundervoll in den großen Durst hinein, daß einer nach dem anderen in beispielloser Schnelligkeit dahinschwand und schon die zwei letzten ergriffen wurden. Als auch diese unter großen Bissen verschwunden waren, setzte sich Renz in voller Befriedigung zum Ausruhen auf dem Mäuerchen zurecht und sagte in Erinnerung der eben beendeten Thätigkeit: „Das war das beste Mittagessen, das ein Mensch haben kann!" Hierin stimmte Margritli unbedingt mit ihm überein.

Am Nachmittag gab es allerhand Arbeit. Das „Rötelchen" hatte mit dem „Falk" Händel bekommen, weil beide perfekt auf derselben Stelle grasen wollten, und nun fingen sie an, sich mit den Hörnern zu stoßen, und die Kinder mußten hinlaufen und sie auseinanderbringen, auch noch eine Weile sie von einander fernhalten — sonst hätten sie gleich wieder angefangen —, bis sie es dann vergessen hatten. Nachher sah der Renz, daß seine „Meise", die schlanke, schwarze, auf einmal in Sprüngen über die Weide hin dem Holzhag zurannte, und drei oder vier von den anderen sahen es und sprangen nach; es war wie eine große Flucht. Renz lief mit lautem „Ho!" und „He!" hinterdrein und kam gerade noch recht, um sie wieder zurückzutreiben, bevor sie am Hag anlangten und eine von ihnen im Übermut etwa noch hinüberspringen und es noch etwas Ungeschicktes mit ihr geben konnte durch den hohen Sprung. Auf der anderen Seite vom Hag hatten sie das Gras geschnitten und die Sonne hatte es getrocknet. Das roch nun so gut und der Wind hatte den Heuduft heraufgetragen, gerade zu den Nüstern der „Meise", so verlockend, daß sie gleich in

Sprüngen dem Geruch gefolgt war. So geschah das eine und andere mit den Kühen den Nachmittag durch, so daß die Kinder allerlei Arbeit hatten, denn den acht schönen und wohlgenährten Kühen vom Erlenbauer kamen gegen Abend, da sie nicht mehr besonders Hunger hatten, allerhand Dinge in den Sinn, die man sie nicht ausführen lassen durfte; so hatten Renz und Margritli fortwährend zu wehren, und wenn die Kühe auf der einen Seite wieder ein wenig ruhig waren, so fingen die auf der anderen Seite an, und so war ein beständiges Rennen und Springen hinüber und herüber von Renz und Margritli, denn sie halfen sich immer gegenseitig, weil es kurzweiliger war, so zusammen zu laufen und mit einander zu thun, was zu thun war.

Unterdessen war die Sonne weit gegen Abend hingezogen und wollte bald untergehen, das konnte man sehen, denn drüben wurden die Berge rot und auf allen Hügeln umher schimmerte es wie lauter Gold. Mit einemmale ertönte ein ungeheures Tuten von zwei Seiten her, gerade zu gleicher Zeit, und von fernher erscholl noch da und dort derselbe dumpfe Ton, aus großen Hörnern kommend, die jeden Abend um diese Zeit geblasen wurden, als Zeichen für alle Hüterbuben, daß es Zeit sei, mit den Kühen heim nach den Ställen zu kommen, denn nun sollten sie gemolken werden. Die Kühe mußten den Ton kennen, denn von allen Seiten kamen sie herbei und thaten sich zusammen.

„Gute Nacht, Renz!" „Gute Nacht, Margritli!" tönte es hinüber und herüber, und in wenigen Sprüngen war Renz inmitten seiner Kühe und mit einem festen Peitschenknall und einem lauten Jodel zog er seiner Herde voran, der Lindenhofscheune zu.

Sorgfältig hatte das Margritli seine zwei Kränzchen auf die Hand genommen, und nun zog auch es mit seinem Gefolge dem heimatlichen Stalle zu, vom lauten Jodeln des Renz begleitet, bis es fast daheim war.

Kapitel II.

Auf beiden Höfen.

Der Lindenhofbauer und seine Frau führten in ihrer großen Stube mit dem grünen Kachelofen und den hölzernen Bänken ringsum, allen Wänden entlang, ein geruhliches Leben. Auch um den ungeheuren Ofen ging eine Bank ringsherum, da lag meistens die dicke, graue Katze darauf und schnurrte behaglich. Zwischen dem Ofen und der Wand waren breite Stufen, wie lauter kleine Bänke über einander angebracht, die führten hinauf in die Schlafkammer. So war ringsherum in der Stube, wo man ging und stand, auch gleich die Gelegenheit da, sich niederzusetzen; das gab so den Eindruck eines ruhevollen Daseins.

Die Leute hatten zwei Töchter, von neunzehn und zwanzig Jahren, die waren aber beide nicht mehr daheim, sondern hatten im vergangenen Sommer hinter einander Hochzeit gemacht, und hatten es beide gut getroffen, denn jede hatte einen Bauernsohn geheiratet, der schon seinen eigenen Hof hatte; so lebten sie beide fröhlich und im Wohlstand. Der Lindenhofbauer aber und seine Frau waren nun wieder allein, wie von Anfang an, und hatten nur einen Knecht

und sonst niemand im Hause, denn der Bauer sagte: „Lieber zur Zeit der großen Arbeiten ein paar Taglöhner anstellen und nachher wieder allein sein, als so viele fremde Leute im Haus haben", und die Bäuerin sagte: „Das ist mir auch lieber, denn so ein Gestampf von Knechtenschuhen im Haus herum begehr' ich nicht." So blieb der Haushalt ungestört und die Arbeit wurde doch verrichtet.

Als aber der Herbst kam, sagte der Bauer: „Man muß einen Hüterbuben haben; der Knecht kann nicht ganze Tage auf die Weide hinaussitzen, denn da ist noch viel Arbeit auf dem Felde zu thun; die Kühe kann man aber auch nicht allein lassen."

Die Bäuerin sagte: „Es ist mir auch recht, denn es giebt so manchen kleinen Handlangerdienst in der Küche und im Schopf und am Brunnen, und mit den Hühnern, da kann ich nicht immer den Knecht herbeirufen, und so ein flenker Bub' wär' mir recht dazu."

„So will ich um einen aus", sagte der Bauer, zog seinen Rock an, nahm den dicken Stock in die Hand und zog aus, den Armenverwalter aufzusuchen, denn der wußte immer von solchen Buben.

Nun traf es sich gerade, daß der Metzger, der eine Zeit lang einen Buben gebraucht hatte, um sein Fleisch zu vertragen, einen Karren angeschafft und seinen Buben heut' zum Verwalter geschickt hatte mit dem Bericht, er solle ihm doch für ein Plätzlein sorgen, der Metzger brauche ihn nicht mehr.

Dieser Bube nun war der Renz, der weder Vater noch Mutter, noch sonst jemand auf der Welt hatte, mit dem er zusammenhing, und von dem kein Mensch wußte, woher er gekommen war.

Es waren damals gerade neun Jahre, seit am Laurentius ein ganz winziges Büblein, in ein grobes Tuch eingewickelt, auf die Schwelle der Kirchenthür gelegt worden war. Als nun am Abend der Sigrist die Betglocke läuten wollte, sah er das eingewickelte Zeug am Boden liegen, und wie er nun entdeckte, daß es ein lebendiges Kind war, brachte er es dem Pfarrer. Der taufte es gleich am Sonntag darauf und gab ihm den Namen Lorenz, um des Tages willen, da er gefunden worden war. Zur Pflege hatte ihn der Herr Pfarrer der alten Wasch-Trine übergeben, die hielt ihn sauber und recht; aber sie starb schon ein paar Jahre darauf, und so kam der kleine Renz von einer Hand in die andere, bald wurde er freundlich, bald auch anders behandelt, und bis damals, da er neun Jahre zählte, hatte er noch nie empfunden und gewußt, was es heißt, daheim zu sein, denn länger als ein Jahr war er noch nirgends behalten worden. Seit er größer war, kam er fast jedes Vierteljahr in eine andere Hand; das ging zufällig so, weil er immer wieder zu anderen Geschäftchen übernommen wurde. Als nun der Lindenhofbauer den Armenverwalter aufsuchte, stand der Mann gerade unter seiner Hausthür, und der Renz stand vor ihm und hatte ihm soeben den Bericht von seinem Meister ausgerichtet.

Der Lindenhofbauer beachtete den Buben nicht weiter und brachte sein Gesuch gleich dem Armenverwalter vor. Da zog dieser den Renz ein wenig vor und sagte: „Das schickt sich gut, da ist einer, der kann gleich mit und will recht thun; nicht wahr, Renz?“

Der Bube nickte und hatte so etwas an sich, das dem Lindenhofbauer gefiel.

„So komm mit“, sagte der Bauer, und barfuß, in

seinem Zwillichhöschen und dem groben Hemde, seinem ganzen Kleidervorrat, denn das Wämschen war in Fetzen gegangen, trottete Renz nun neben dem Bauer her, und so zog er im Lindenhof ein.

Die Bäuerin machte verwunderte Augen, als der Bub schon anlangte, und sie besah ihn genauer als der Mann, denn sie wußte, daß sie den Buben viel um sich haben würde, und es war ihr nicht einerlei, wen sie um sich hatte. Renz hatte große braune Augen, mit denen schaute er offen und grad in die Welt hinaus und an die Leute hinauf, und sein dichtes, braunes Haar wellte sich anmutig um die Stirn herum. Der Bube gefiel der Bäuerin. „Mit den Kleidern wird sich's schon machen", dachte sie, denn sie ahnte gleich, daß er weiter nichts haben werde, als was er auf sich trug.

Gleich am folgenden Tag wurde Renz mit den Kühen auf die Weide geschickt, da traf er mit dem Margritli zusammen, das eben diesen Herbst zum erstenmal in seinem Leben allein die Kühe hüten mußte und über den neuen Kameraden sehr froh war. Von diesem Tage an war dem Renz ein Glück aufgegangen, das er gar nie gekannt hatte: er hatte eine Heimat gefunden.

Auf der sonnigen Weide, unter Erlen und beim Margritli, da war der Renz nun daheim, und von da an lachte dem Buben von früh bis spät das Glück und die Freude aus den Augen, und wenn er nicht gerade sich mit dem Margritli unterhielt, so mußte er pfeifen oder jodeln, um dem inneren Wohlsein einen Ausdruck zu geben.

Es ging ihm auch bei der Bäuerin im Hause gut. Sie hatte ihm einen Sonntagsanzug machen lassen und ein eignes, weißes Sonntagshemd gegeben, und hielt ihn an, sich

alle Morgen am Brunnen recht sauber zu waschen, und dabei befand er sich sehr wohl, denn es gefiel ihm selbst, so gut auszusehen. Dazu hatte er ein rechtes Bett in seinem Kämmerlein, wie er noch nie eines gehabt hatte, und niemand gab ihm böse Worte, wie er vorher schon oft bekommen hatte. So war es dem Renz wohl, wie einem Vogel in der blauen Luft; darum pfiff er auch wie ein solcher, und hätte niemals aufgehört, auch wenn ihn die Bäuerin die ganze Nacht hätte Holz und Wasser und Späne und was sie brauchte herbeischaffen lassen, was alle Abende sein mußte, denn die Bäuerin wollte immer alles in Ordnung und für den folgenden Morgen parat haben; so brauchte sie den Renz am Abend zu all' diesen Dienstleistungen. Oft, wenn der Bauer am Abend nach dem Essen den Buben noch immer herumpfeifen hörte in Schopf und am Brunnen und beim Hühnerstall, sagte er zu seiner Frau: „Schick doch den einmal ins Bett, er wird doch Feierabend haben um die Zeit!" Aber die Bäuerin erwiderte: „Arbeit schadet keinem, und schlafen kann er auch noch genug, und daß es ihm nicht schlecht geht, kannst du an dem Pfeifen hören." Dann dachte der Bauer, das sei richtig, und der Frau gefiel es wohl, daß sie's mit dem Buben haben konnte, wie sie wollte, und er immer munter und fröhlich blieb. So, als dann der Winter kam, schlug sie vor, den Buben zu behalten, denn neben der Schule konnte sie ihn wohl brauchen, und im Frühling ging auf dem Feld gleich so viele Arbeit an, daß Tagelöhner angestellt sein mußten und so in der Küche und überall mehr zu thun war, da konnte man den Renz wieder brauchen; es mußte ja auch dreimal des Tages den Arbeitern das Essen aufs Feld hinausgebracht werden. Da traf denn

Renz immer wieder mit dem Margritli zusammen, denn es hatte die gleichen Dienste zu thun, und überall stießen die Güter aneinander. Im Sommer hatten dann die Kinder auf den großen Feldern die Ähren aufzulesen, welche die Schnitter fallen ließen und verloren. Da hatten denn Renz und Margritli aufgefunden, es sei viel kurzweiliger, wenn sie einander hülfen, zuerst auf dem einen Feld und dann auf dem anderen die Ähren aufzulesen, als daß jedes einzeln für sich die Arbeit thue. Aber der Herbst und die Tage des Hütens auf der Weide war den Kindern die liebste Zeit, und die war nun wieder gekommen, und Renz war jetzt auf dem Lindenhof so eingelebt, daß er jede Kuh und ihre eigne Art und jedes Huhn und seine Eier genau kannte und wußte, wann sie gelegt wurden und wo, denn die Hühner hatten im Schopf und oben in der Scheune allerlei Schlupfwinkel, wo sie ihre Eier hinlegten; und jedes kleinste Ding, das zu Haus und Hof gehörte, kannte der Renz und wußte, wo es seinen Platz hatte, und er war in jedem Eckchen und Winkel des Hofes daheim, viel mehr, als der Bauer und die Bäuerin selbst und als jemals ein Knecht gewesen war.

Im Haus vom Erlenbauer ging es gerade so still und ruhig zu, wie im Lindenhof; es hatte überhaupt von jeher eine große Ähnlichkeit in vielen Dingen auf diesen Nachbarhöfen geherrscht. Zu allen Zeiten hatte einer wie der andere der Bauern acht Kühe in seinem Stalle stehen, und hätte der eine von ihnen einmal neun haben wollen, so hätte der andere kein Auge zugethan, bis er auch neun im Stall gehabt hätte; denn es war eine lange Gewohnheit, daß alles so ähnlich zuging auf den Höfen. Die Bauern waren aber gute Nachbarn und wollten einander in nichts überbieten, sondern jedem war es recht, das alles immer gleich bleibe, wie es

beim Vater und beim Großvater und bei dessen Großvater schon gewesen war. Es traf sich auch, daß beidemal hinter einander am gleichen Sonntag, da im Lindenhof Tauffest war, auch in den Erlen Taufe gefeiert wurde, nur mit dem Unterschied, daß beidemal beim Lindenhofbauer Mädchen beim Erlenbauer aber Buben getauft worden waren. Zuerst war der Hannes erschienen und im Jahr darauf der Uli; so standen auch diese beiden im neunzehnten und im zwanzigsten Jahr. Den Hauptunterschied machte aber, daß es auf dem Lindenhof bei den zwei Kindern blieb, nach Jahren in den Erlen aber noch das Margritli erschienen war, ein spätes, aber gar kein vernachlässigtes Pflänzchen, sondern eines, das dem Hause gut anstand und auf welchem aller Augen gern weilten. Das Kind wurde auch gut gehalten und sorgsam erzogen; es herrschte in allem eine gute Ordnung in den Erlen, denn Vater und Mutter hielten beide darauf und stimmten überein, wie alles im Hause zugehen müsse, und daß vor allem die Kinder zum Rechtthun und guter Ordnung angehalten würden.

Jeden Sonntag sah man die ganze Familie mit einander ausziehen, um zur Kirche zu gehen, voran der Vater und die Mutter, zwischen ihnen das Margritli und hinterdrein der Hannes und der Uli, alle im Sonntagsstaat und so ehrenhaft und gut aussehend, daß der Herr Pfarrer jedesmal seine Freude daran hatte, wenn er diese wohlgeordnete Haushaltung auf die Kirche zukommen sah.

Wie nun das Margritli so heranwuchs in dem geordneten Leben, gewann es die Herzen aller Leute, denn es war so anständig und freundlich mit jedermann, und dazu so nett und sauber anzusehen, daß es jedem wohl gefallen mußte. Seine fröhlichen, blauen Augen waren wie zwei glän-

zende Kornblumen, und die dicken, blonden Zöpfe, die um den Kopf gewunden waren, sahen aus wie die goldenen Ähren darüber.

Als nun im vergangenen Herbst das Margritli sein neuntes Jahr erreicht hatte, sagte eines Tages der Vater: „Ich meine fast, dies Jahr könnte das Margritli hüten, so brauchte man keinen Buben anzustellen; man weiß doch nie, wen man bekommt; es ist vernünftig, und unter den Kühen ist keine böse.“ Die Mutter sagte, man könne es ja probieren, jedenfalls müsse der Uli das erste Mal mit ihm gehen und sehen, wie es gehe und ob es sich nicht etwa fürchte, denn es sei doch noch wohl zart, so allein mit den Kühen zu gehen. Das Margritli selbst zeigte aber ziemlich Lust, so auf die Weide zu gehen, und der Uli sagte: „Es muß sich nicht fürchten; sie haben auf der Lindenhofweide einen Hüterbuben, der ist nicht so grob, wie sonst mancher, und ich will ihm auch noch sagen, daß er ein wenig achtgeben kann.“

„So zog einige Tage nachher das Margritli zum erstenmal mit den Kühen auf die Weide, noch vom Uli begleitet. Auf der anderen Seite war der Renz schon auf dem Platz und der Uli rief ihn zum Mäuerchen heran und schärfte ihm ein, wenn es etwas geben wollte mit den Kühen, so sollte er dem Margritli beistehen, er müsse dann Pflaumen und Nüsse haben dafür, sobald sie reif seien.

Dem Renz war nichts erwünschter, als eine solche Gespielin zu bekommen für die ganze Zeit des Hütens, und schon am ersten Tag waren die zwei so gute Freunde geworden, daß der Renz für das Margritli durchs Feuer gelaufen wäre und es gar keinen besseren Beschützer hätte finden können.

So hatten die Kinder den ganzen Herbst als unzertrennliche Freunde auf der Weide verlebt. Dann war der Winter gekommen und sie waren als Nachbarn täglich zweimal zusammen zur Schule und wieder nachhause gezogen und hatten die Sonntage unausgesetzt mit einander zugebracht, denn der Renz wurde ganz als Nachbar behandelt, da er zum Lindenhof gehörte. So kam er jeden Sonntagnachmittag in die Erlen hinüber und blieb beim Margritli bis zur Zeit des Nachtessens, das war so angenommen, und immer verging den beiden die Zeit so schnell, daß sie am Schluß am liebsten gewollt hätten, der Nachmittag würde erst anfangen, so viel hatten sie immer mit einander zu verhandeln und auszuführen, denn Renz schnitzte Pfeifen aus Holz und machte Laternen aus Kürbissen, und Margritli hatte farbiges Papier, da wurden ganze Städte mit den Einwohnern davon ausgeschnitten und Schiffe mit beweglichen Rudern und Kirchen, an denen man die Fenster auf- und zumachen konnte. — Dann kamen die Geschäfte des Frühlings und des Sommers, und immer und bei allem trafen die Kinder wieder zusammen auf den anstoßenden Feldern, und immer wußte eins vom anderen, wo es war, was es zu thun hatte und wann sie wieder zusammen sein würden.

Jetzt aber war der Herbst wieder da und wieder zogen Renz und Margritli jeden Morgen zur Weide hinauf, und so schön und sonnig war der Herbst, daß nur sehr selten ein Regentag das Margritli zwang, zuhauf' zu bleiben, so daß dann der Renz, von einem dicken Sack bedeckt, allein oben herumwanderte und, wenn der Uli drüben seine Kühe hergetrieben hatte, auch noch zu diesen sah, was ihm immer seine Tasche voll Nüsse einbrachte. Nachher hatte er dann dem Margritli jedesmal sehr viel zu erzählen von den

Kühen, was sie alles gemacht hatten an dem Regentag, und von den Vögeln in den Erlen, wie sie sich in die Nester verkrochen hatten, und von den großen Krähen, die auf einmal herangeflogen kamen und sich auf der Weide niederließen und dazu ein furchtbares Gekrächz ausstießen, so daß das „Rötelchen" vor Schrecken mitten in sie hineinrannte, worauf die Krähen alle mit einander aufflatterten und das „Rötelchen" noch viel mehr erschreckten, daß es Sprünge machte, wie noch nie, bis er es einfangen und streicheln und beruhigen konnte.

Von alledem hatte der Renz fast den ganzen folgenden Tag lang zu erzählen, wenn die Kinder wieder zusammensaßen. So ging ein Tag nach dem anderen hin, und weit und breit waren nicht zwei so fröhliche Gesichter zu sehen, als Renz und Margritli zeigten vom Morgen bis am Abend, und kein Platz auf der Welt, glaubten sie, könne so schön sein wie ihr Mäuerchen unter den Erlenbäumen.

So war der Oktober herangekommen, und auch dieser Monat brachte noch lauter helle Sonnentage bis weit über die Mitte hinaus, so daß die Kinder immer noch, ohne zu frieren, den ganzen Tag auf der Weide bleiben konnten, nur fuhren sie jeden Abend ein wenig früher heim mit den Kühen. Am Samstagabend in der dritten Woche mußten sie schon um vier Uhr heim, denn es waren große, dicke Wolken aufgezogen am Himmel; auf einmal wurde es schon fast Nacht, und man konnte gut merken, daß es gleich einen Ausbruch geben würde von starkem Regen oder gar Hagel, so drohend sah es ringsum aus. Das Margritli war ein wenig niedergeschlagen und sagte: „Wenn es nur nicht Schnee giebt, sonst ist's aus mit der Weide." Aber Renz war noch getrost und meinte, dazu sei's noch lang nicht

Zeit, am Montag sei's wieder schön, dann kämen sie wieder herauf wie immer, das könne noch nicht aus sein. Dann wünschten sie sich gute Nacht und zogen eilends mit den Herden den Ställen zu, denn schon kamen die ersten Tropfen, und am Himmel sah es immer drohender aus. Renz hatte seinen Stall erreicht, die Kühe wurden festgebunden an ihren Krippen, und nun kroch Renz, wie gewöhnlich am Abend, noch in allen Löchern und Winkeln der Scheune umher, um zu sehen, wo die Hühner wieder ihre Eier verborgen hatten. Jetzt hörte er, wie ein furchtbares Unwetter losbrach, daß es war, als wollte es die Scheune einschlagen, so tobten Regen und Hagel und dazwischen die großen Windstöße darauf ein. Renz hielt seine gefundenen Eier in der Kappe fest und schaute unter dem Tennenthor dem Sturm zu; er konnte nicht ins Haus hinüberspringen, denn er dachte, es würde ihm alle Eier zerschlagen.

Während er dort stand, stellte sich drinnen der Bauer ans Küchenfenster, indessen seine Frau mit aller Macht das Feuer anblies, das der heulende Wind immer wieder durchs Kamin herunter auslöschte. Jetzt sagte der Bauer: „Ich habe gedacht, es komme so, es hat schon lang zubereitet; wenn's nur keine Bäume umnimmt! Es ist aus mit dem Herbst, der Winter kommt. Heut' hab' ich auch mit dem Breitholzer geredet, er braucht einen Buben über den Winter, er thut einen Knecht weg und will's mit einem probieren und einem Buben, die Söhne sind ja auch noch da; ich habe ihm gesagt, er könne den Renz haben."

Die Frau hörte auf zu blasen und kehrte sich.

„Wie meinst du das? Ich habe nicht im Sinn, den Winter durch alles selbst zu thun, nur damit der Breitholzbauer einen rechten Buben bekommt."

„Nein, nein, so mein' ich's ja nicht", begütigte der Bauer; „im Gegenteil, du bekommst noch bessere Hilfe, einen, der stärker ist, der kann dir noch viel mehr thun. Ich haben diesen Winter viel Holz zu fällen, da muß ich noch ein Nebenknechtlein haben, das helfen kann, so einen Siebzehn-, Achtzehnjährigen, der kann dir neben seiner Arbeit thun, was der Renz gethan hat, und mehr; ich habe schon einen im Auge."

„Der Renz war mir recht", sagte die Bäuerin, „aber wenn du einen Älteren haben mußt, so wollen wir den Buben dem Breitholzer geben; drei brauchen wir nicht. Es ist mir auch recht, daß der Renz von uns weg auf einen anständigen Hof kommt, ich hätte ihn nicht gern nur so abgegeben, ohne zu wissen, wie er's haben wird, es geht doch recht zu dort im Haus? Wen hast du für uns im Auge? Es wird einer sein, den man auch in der Küche sehen mag?"

„Er ist recht", sagte der Bauer, „noch jung genug, die Geschäftlein da in der Küche und ums Haus herum zu machen, aber groß und stark, zum Wasser- und Holztragen, besser, als der Bub. Morgen kommt er vorbei; ist's uns recht, so bleibt er gleich da, der Breitholzer erwartet den Buben auch auf morgen Abend."

Die Bäuerin fand, das gehe wohl schnell, aber der Mann erklärte ihr, es sei doch nun mit dem Hüten vorbei und er habe im Sinn, mit den Arbeiten im Holz sogleich anzufangen.

So wurde dann festgesetzt, morgen den Renz ziehen zu lassen und den jungen Burschen gleich zu behalten, denn nachdem der Bauer nun seinen Namen genannt und ihn noch etwas näher beschrieben hatte, kam der Bäuerin in den Sinn, daß sie ihn auch schon gesehen hatte und daß er von

rechten Leuten stamme, die in der anstoßenden Gemeinde wohnten. —

Das Unwetter gab jetzt ein wenig nach, und der Bauer ging hinaus, um vor Nacht nach allem im Stall und in der Scheune nachzusehen. Renz kam nun herübergesprungen und trat mit fröhlichem Gesicht in die Küche ein, der Bäuerin die Kappe mit den Eiern hinhaltend.

„So, so, das ist brav, daß du den Hühnern auf die Spur kommst", sagte die Bäuerin, am Kochherd herum hantierend. „Was sagst du dazu, Renz, morgen kommst du zum Breitholzbauer, der hat eine ganze Schar Hühner, die schönsten weit und breit, denen kannst du dann auch nachsuchen, so viele, wie ihrer sind."

Renz ließ fast seine Kappe fallen und starrte die Bäuerin an, aber er sagte kein Wort.

„Leg sie nur dort ab, Renz", bedeutete ihm die Bäuerin; „ich habe jetzt gerad' nicht Zeit, sie zu thun, wo sie hingehören. Wasser mußt du bei dem Wetter keins mehr holen, aber noch eine Holzwelle, und dann komm zum Essen."

Renz legte seine Kappe hin und lief in den Schopf hinaus; aber er konnte kaum die kleine Holzbürde, die er sonst im Sprung hereingebracht hatte, herbeischleppen, so lähmend hatte der Eindruck der Nachricht ihn getroffen.

Die Bäuerin sagte: „Du bist, glaub' ich, müde, Renz, komm zum Essen und dann geh du gleich ins Bett!"

Renz schaute nicht auf am Tisch, er hatte auch zum erstenmal, seit er auf dem Lindenhof war, keine Lust zum Essen.

„Er ist müde, ich hab's schon in der Küche gesehen", sagte die Bäuerin, als ihr Mann verwundert den Renz anschaute, der seinen Löffel gar nicht wie sonst in Bewegung

setzte, um die saure Milch aus der allgemeinen Schüssel zu schöpfen.

„Bah, essen kann man doch", meinte der Bauer.

Aber Renz konnte nicht schlucken.

„Das Wetter wird ihm ein wenig in die Glieder gefahren sein, laß ihn ins Bett gehen!" riet der Bauer.

„Ja, ja, geh du nur, Renz", sagte die Bäuerin freundlich, „die Schuhe will ich schon noch in Ordnung machen; geh und schlaf noch einmal gut.

Renz schlich in sein Kämmerlein. Erst meinte er, die Last auf seinem Herzen wolle ihn zusammendrücken, er konnte fast nicht Atem holen, so würgte und drückte ihn der Kummer. Aber als er nun in seinem Bette lag und alles war wie immer, und so, wie es ja gar nicht anders sein konnte, da wurde es ihm leichter und er dachte, über Nacht ändere sich gewiß die Sache wieder, so etwas Unerhörtes könne ja gar nicht sein; was so lang immer gleich gewesen sei, könne ja nicht auf einmal anders werden, und so schlief Renz endlich getrost ein.

Am Morgen, als der Bauer und seine Frau aus der Kirche heimkehrten, kam der Renz, wie gewöhnlich, aus der Scheune heraus ihnen entgegen, denn er spürte am Sonntagmorgen, wenn er so gut Zeit hatte, erst recht den kunstreich verborgenen Eiern nach.

„Zieh jetzt dein Sonntagszeug an, Renz", sagte die Bäuerin; „nach dem Essen kannst du gehen, ‚Behüte Gott' sagen in den Erlen, du wirst dann wohl so bald nicht wieder dorthin kommen, es ist doch weit vom Breitholz weg. Dann mußt du machen, daß du beizeiten fort kannst; vor Nacht mußt du ankommen im neuen Quartier, es schickt sich nicht anders."

Renz war wie vom Donner getroffen. Er hatte schon gemeint, weil der Sonntagmorgen sich so angelassen hatte, wie jeder andere, die Gefahr sei vorüber, es sei wieder alles im alten; nun war das schreckliche Gewißheit. Er ging, sich anzuziehen. Das Mittagessen kam und ging vorüber, er wußte nicht wie, er war wie stumpfsinnig. Jetzt ging er in die Scheune hinaus, setzte sich auf die unterste Sprosse der Heuleiter und rührte sich nicht. Er konnte nicht gehen und „Behüte Gott" sagen in den Erlen, es konnte ja nicht sein! Es konnte ja nicht sein, daß er fort mußte!

Die Bäuerin nahm an, er sei gegangen, wie sie es ihm gesagt hatte, machte ihm nun sein Bündelchen zurecht und setzte sich dann zu ihrem Mann in die Stube, wie jeden Sonntag, und wartete da die Rückkehr des Buben ab.

„Er kommt lang nicht, es wäre nun Zeit", sagte sie, als es halb vier Uhr schlug und Renz immer noch nicht erschien.

„Er weiß, daß am Sonntag der Kaffee um vier Uhr auf dem Tisch steht, bis dahin kommt er schon", versicherte der Bauer.

Die Bäuerin ging hinaus, denn Kaffee zu machen; dann kam sie wieder und stellte die Kanne auf den Tisch. Der Renz war noch immer nicht da. Jetzt ging sie vor die Hausthür, um nach ihm auszusehen. Sie rief seinen Namen, er gab Antwort.

„Wenn du doch wieder da bist, so komm schnell herein, was meinst du denn?" rief sie ihm jetzt zu. „Komm und trink dein Schüsselchen Kaffee, es ist die höchste Zeit!"

Renz kam herein; er schüttete seinen Kaffee hinunter, essen wollte er nicht. Die Bäuerin steckte ihm ein Stück von dem frischen Sonntagsbrot in sein Bündelchen und hielt ihm dieses hin.

„So, Renz, komm, nimm's! Gott behüte dich und thu recht! Du kannst auch einmal an einem Sonntag kommen und uns sagen, wie es dir geht." Damit legte die Bäuerin das Bündelchen auf seinen Arm. Renz streckte seine Hand der Frau hin und dann dem Mann, sagte kein Wort, kehrte sich um und ging der Thür zu.

Die Bäuerin begleitete ihn bis unter die Hausthür.

Renz trat aus dem Haus, er schaute nicht mehr zurück, jetzt lief er, so viel er vermochte.

„Es ist mir noch lieber so", sagte die Bäuerin zu ihrem Mann, als sie wieder in die Stube zurückkam und sich zu ihm setzte. „Er hätte freilich noch ein Wörtlein sagen können, aber es ist mir doch lieber so, als wenn er geweint hätte, so daß es einem noch schwer geworden wäre für ihn, daß er fort muß."

„Das mußt du nicht so nehmen", sagte der Bauer; „so junge Buben haben gern etwas Neues, er ist nur so froh, daß jetzt wieder etwas anderes kommt."

Renz lief, so viel er konnte, bis er nichts mehr sah vom Lindenhof und weit über die Güter hinaus war, die dazu gehörten. Dann warf er sich auf einmal auf den Boden hin und weinte und stöhnte, als müsse ihm das Herz brechen, denn er sah in seinem großen Jammer keinen Trost mehr vor sich, gar keinen.

Der Himmel stand schon voller Sterne, als Renz endlich aufstehen konnte; jetzt lief er hinter einander, bis er auf dem Breitholzhof ankam; er hatte mehr als eine gute

halbe Stunde gebraucht mit allem Laufen, so weit weg lag der Hof von dem, der seine Heimat gewesen war.

Kapitel III.

Aus dem Geleise geworfen.

Als Renz dem einsamen Hause im Breitholz nahe kam, war alles still und die Hausthür schon geschlossen, die sonst, wie auf allen Bauernhöfen, den ganzen Tag offen war. Als er nun an die Hausthür herantrat, schoß der große, böse Hund aus seiner Hütte heraus und auf den Renz los mit einem furchtbaren Gebell. Renz sprang erschrocken auf die Seite; glücklicherweise war der Hund an der Kette, sonst wäre er dem Buben wohl nachgesprungen und hätte ihn tüchtig gebissen, denn er war in großer Wut über den späten Ankömmling.

Jetzt öffnete sich die Hausthür und die rauhe Stimme des Breitholzer Bauern rief heraus „Was giebt's denn noch?"

„Nur ich bin's", tönte es von der Seite her.

„Wer ich? Komm nur näher, er frißt dich nicht. Leg dich, Türk!" befahl der Bauer dem Hund.

Jetzt kam Renz heran und sagte „Guten Abend".

Der Bauer schaute auf das Bündelchen, das Renz auf dem Arm trug, und sagte: „Ja so, du bist der Bub vom Lindenhof? Warum kommst du denn so spät? Sie haben dich gewiß schon lang geschickt. Wenn du etwa meinst, bei

mir gehe das Herumfahren und Spätheimkommen an, so bist du irrig. Komm herein jetzt!"

Drinnen stand die Bäuerin unter der Stubenthür und wunderte sich, mit wem der Mann da draußen noch zu thun habe. Sonst war niemand mehr da, Söhne und Knechte waren alle schon zu Bett gegangen, denn da hieß es: früh hinein und früh heraus. Wie nun der Bauer mit Renz hereintrat, merkte die Frau gleich, woran sie war.

„Der kann gleich ins Bett", sagte sie, gab ihr Lämpchen dem Bauer in die Hand und fügte hinzu: „Du mußt ihm den Weg zeigen und leuchten; morgen weiß er ihn dann und kann im dunkeln gehen. Er hat sein Bett in der Kammer vom jungen Knecht."

Der Bauer ging voran mit dem schwachen Lämpchen und Renz folgte bis unter das Dach hinauf. In der kleinen Kammer schlief der junge Knecht schon fest. Renz war schnell ausgezogen und kroch in sein schmales Bett hinein; der Bauer ging mit seinem Lichtlein. Renz fühlte nicht lange, das sein Lager härter war, als das bisherige; er war sehr müde, die Augen fielen ihm sogleich zu, und er träumte vom Mäuerchen unter den Erlen und daß er dem Breitholzstier entgegenlaufe, um das Margritli zu schützen. —

Auf dem Hof, wo Renz jetzt war, ging es lauter und geschäftiger zu, als da, wo er daheim gewesen war. Zum Breitholz gehörte viel Waldung; da waren der Bauer mit seinen drei Söhnen und zwei Knechten den ganzen Winter durch beschäftigt. Es standen auch neben den Kühen zwei kräftige Rosse im Stall, da viel Fuhrwerk gebraucht wurde für das Holz; auch der böse Stier wurde öfter eingespannt.

Renz sollte überall Handlangerdienste thun, einmal in

der Scheune, einmal im Holz und einmal im Haus. Da nun die Ferien zu Ende waren, mußte er auch jeden Tag ein paar Stunden in der Schule zubringen, man nahm es aber damit nicht so sehr genau.

Am Montagmorgen vernahm er, daß er erst im Stall und in der Scheune dem Bauer nachzugehen und ihm zu helfen habe. Um Mittag sollte er den Söhnen und Knechten das Essen in den Wald hinaustragen und dort beim Holzen helfen, was sie ihn heißen würden, bis am Abend. Renz war gewandt und kannte die Geschäfte, die der Bauer im Stall und Schopf abzuthun hatte, und alles ging gut den Morgen durch. Mittags wanderte Renz mit seinem Korb ins Holz hinaus, und nachdem draußen die Arbeitenden ihr Mittagsmahl verzehrt hatten, riefen sie den Buben dahin und dorthin; überall war etwas für ihn zu thun. Renz lief hin und her, half ziehen und stoßen und die Werkzeuge von einem zum anderen tragen; aber auf einmal war er verschwunden. Jetzt riefen die Stimmen immer lauter nach ihm, dann ertönten Drohungen, dann Schimpfworte; Renz kam jedoch nicht mehr, weder zum einen noch zum anderen der Rufenden, er hörte sie auch längst gar nicht mehr. Mit einemmal hatte es ihn so gepackt, er konnte es nicht mehr aushalten, er mußte nach dem Lindenhof laufen, es trieb ihn mit Gewalt. Ohne anzuhalten, rannte er fort und fort, bis er bei der Scheune angekommen war; da stand er still und schaute hin. Ja, alles war ganz gleich: das Tennthor stand offen, und drinnen hörte er seine Kühe das Gras aus den Krippen ziehen; dort gingen seine Hühner herum und pickten die Körner auf, die sie fanden, und gackerten fröhlich wie immer.

Den Renz übernahm der Eindruck so sehr — er gehörte

ja nicht mehr zu ihnen, er konnte ja nicht mehr daheim sein, da, wo er doch daheim war —, daß er hinter die Scheune schlich, wo ihn niemand sehen konnte, und sich dort auf den Boden werfen, das Gesicht in die Erde drücken und stöhnen und wimmern mußte zum Erbarmen. Er lag so lange da, daß es schon anfing zu dämmern, als er wieder aufstand. Nun lief er, so viel er konnte, nach der Weide hinauf und sprang auf das Mäuerchen; oben in den Erlen rauschte der Wind und blies die welken Blätter auf ihn herunter; sonst war alles still ringsum. Renz saß auf dem Mäuerchen unbeweglich fest und starrte in die Dämmerung hinaus, so, als könnte er mit seinen Blicken etwas hervorrufen, das nicht mehr da war. Jetzt ertönte vom Kirchlein herauf die Betglocke. Der Ton mußte ihn geweckt haben, er sprang auf den Boden und rannte nun auf der Seite des Erlengutes über die Weide hin und den Hügel hinunter bis zum Hof in den Erlen. Dort ging er bis zur Scheune hinan und schaute zum Haus hinüber. Es war alles still und kein Mensch zu sehen. Renz lehnte sich an die Ecke der Scheune und blieb stehen, bis jemand aus dem Haus heraustrat; es war der Hannes, der nach dem Stalle ging. Jetzt machte der Renz sich fort. Er lief, was er konnte; aber es war dunkle Nacht, als er im Breitholzhof ankam, und wie er ins Haus eintrat, sah er, daß das Nachtessen schon vorbei war und daß der Bauer eben vom letzten Gang in den Stall hereingekommen war, denn er löschte gerade das Licht in der großen Stalllaterne aus. Die Bäuerin stand neben ihm. Sie sagte zuerst: „Da kommt der Landstreicher! Meinst du, es sei so Brauch bei uns? Was hast denn du für Mucken im Kopf? Es nimmt mich nur wunder, daß du wiederkommen darfst!“

„Was ist das für eine Art?“ fiel hier der Bauer ein. „Sie sagen, du seist im halben Tag fortgelaufen; hast du das auch thun dürfen beim Lindenhöfler? Nimm dich wohl inacht, Bürschlein; wenn das noch einmal vorkommt, so kommst du nicht gut weg! Heut' lass' ich dir's noch durch, weil's der erste Tag ist und du sonst am Morgen recht warst, aber probier so etwas nicht noch einmal! Jetzt geh ins Bett! Zu Nacht ist schon gegessen; wer da ist, ißt mit!“

Renz gehorchte schnell und stieg zu seiner Kammer hinauf; daß er nichts zu essen bekam, konnte er schon vergessen, er war doch auf dem Lindenhof gewesen.

Am folgenden Tag nahm ihn der Bauer mit auf den Acker hinaus, da konnte er allerlei kleine Geschäfte thun, dem Bauer den Karren nachstoßen, dann die schlechten Kartoffeln draußen hineinladen, die man von den guten gesondert und weggeworfen hatte; die bekamen die Schweine.

Es ging alles gut, Renz arbeitete ganz emsig; der Bauer lobte ihn. Am Nachmittag wollte die Bäuerin den Buben haben; er mußte ihr im Garten helfen, sie wollte aufräumen und die Sachen hereinschaffen, die im Winter nicht draußen bleiben durften. Da zeigte sich Renz besonders geschickt, denn er hatte das Geschäft im Lindenhof immer mit der Bäuerin gemacht. Er wußte da so gut Bescheid in allem, daß er die Sachen immer gleich und in der rechten Weise angriff, bevor die Bäuerin nur sagen konnte, wie es sein müsse.

„Siehst du, wie du alles kannst, wenn du willst!“ sagte sie halb lobend, halb vorwurfsvoll. „Siehst du, wie gut alles ginge, wenn du recht thun wolltest! Man ist ja gut mit dir, und du hast alles recht, aber du mußt das Fortlaufen sein lassen.“

Um vier Uhr holte die Frau den Korb heraus, den sie zurechtgemacht hatte, und sagte: „Da, bring ihnen das Abendessen, sie sind ganz vorn im Holz, du hast nicht weit. Komm gleich wieder, dann bekommst du auch etwas, aber lauf, mach, daß du bald zurück bist."

Der Renz kam nicht mehr.

„Du Erzvagabund!" sagte die Bäuerin zornig vor sich hin, als sie nach beinahe einer Stunde immer noch allein im Garten war und nun, da es dunkel geworden war, ihre Werkzeuge zusammenraffte und dem Hause zuging.

Als der Bauer mit den Leuten zum Nachtessen heimkam, war der Renz noch nicht wieder da.

„Jetzt mußt du ihm aber den Meister zeigen", sagte die Bäuerin, nachdem sie ihrem Mann mitgeteilt hatte, daß der Bube wieder fortgelaufen sei.

„Ja, ja, er muß es einmal wissen", sagte der Bauer.

Das Nachtessen war vorbei und die anderen schon wieder weg, nur der Bauer und seine Frau standen, wie gestern, noch an den letzten Tagesbeschäftigungen.

Jetzt kam Renz zur Thür herein.

„Wo bist du wieder herumgestrichen?" fuhr ihn der Bauer an.

Renz gab keine Antwort.

„Kannst du nicht reden?" fiel die Bäuerin ein.

Keine Antwort.

„Weißt du, was du verdienst? Da!" Damit gab ihm der Bauer ein paar Ohrfeigen. „Jetzt geh ins Bett, und morgen denk dran!"

Den Tag darauf arbeitete Renz und half da und dort, wie es sein mußte; er hielt auch aus und lief nicht fort, bis es zu dämmern anfing; da war er verschwunden, und

wie auch die Bäuerin nach ihm rief, er solle ihr Holz holen, Renz kam nicht, er war nicht zu errufen.

„Was muß man nur mit einem solchen machen?“ sagte der Bauer ratlos, als seine Frau im höchsten Zorn berichtete, der Bub sei wieder fort.

„Ich habe auf der Stelle gedacht, mit dem sei etwas“, fügte sie vorwurfsvoll bei, „als dir der Lindenhöfler den Buben gleich angetragen hat, wie du nur sagtest, du könntest einen brauchen; die Frau wird ihm wohl gesagt haben, einen solchen wolle sie nicht.“

„Er macht seine Sache recht, wenn er dran ist“, beschwichtigte der Mann; „es nimmt mich nur wunder, wo er herumzieht.“

Der Bauer machte noch einmal die Hausthür auf und schaute hinaus.

„Mich nicht“, fiel die Frau ein; „er wird wohl mit einer Bande von Vagabundenbuben herumziehen, drum will er nicht sagen, wo er hingeht. Was hilft es einem auch, wenn er seine Sache recht machen kann, wenn er immer davonläuft, gerade wenn man ihn am meisten nötig hat. Nein, den kann man nicht brauchen, wenn er nicht nachgiebt.“

Jetzt kam Renz gelaufen, eben als der Bauer die Thür zumachen und schließen wollte. Renz wurde wie gestern ins Bett geschickt, aber die Züchtigung war stärker und von der Drohung begleitet, wenn das Fortlaufen noch einmal stattfinde, komme es noch ganz anders.

Am anderen Morgen sagte der Bauer zu seiner Frau: „Er kann einmal in die Schule gehen, es ist nichts Besonderes zu thun, und die nächste Woche muß er mehr aussetzen; da könnte der Schullehrer eine Mahnung schicken.“

Renz ging zur Schule. Zum erstenmal sah er hier das Margritli wieder seit jenem letzten Abend auf der Weide; aber er sah es nur von weitem, denn so wie die Schule aus war, liefen die Buben zusammen auf eine Seite und die Mädchen auf die andere; das war immer so gewesen, nur im Winter liefen etwa die Buben hinter den Mädchen drein und warfen ihnen Schneeballen nach, aber jetzt war noch kein fester Schnee da. So lief um vier Uhr der Renz dem Breitholz zu und hatte kein Wort mit dem Margritli geredet. Als er halbwegs und eben noch im vollen Lauf war, war's, als packe ihn von hinten eine Gewalt und drehe ihn um; auf einmal hatte er Kehrum gemacht und lief nun noch viel schneller, als vorher, den gleichen Weg zurück. —

Am Sonntag auf dem Kirchweg, wo die Bauern immer sich trafen und sich allerlei Mitteilungen machten, hatte das Margritli vernommen, daß der Renz vom Lindenhof fort und nach dem Breitholz komme. Das kam dem Margritli so traurig vor, daß es kein Wort reden konnte beim Mittagessen, so daß zuletzt der Uli sagte: „Was hast denn du? Ist dir die junge Katze wieder fortgekommen?"

„Laß es gehen, Uli", mahnte die Mutter, „es ist ihm um den Renz, daß er vom Lindenhof fort muß; das macht das Kind traurig."

„Pah, das ist nun gar nichts Trauriges", fiel der Hannes ein; „der Renz wird's gut genug haben im Breitholz, es ist ja einer von den schönsten Höfen; ich wollte gern, wir hätten zwei Rosse, wie sie dort haben."

Das Margritli glaubte bestimmt, Renz werde am Nachmittag kommen, er kam ja sonst immer, und jetzt, wo er fortging, mußte er ja noch Lebewohl sagen; da wollte es

noch mit ihm verabreden, daß er doch etwa am Sonntagnachmittag kommen sollte. Es ging immer wieder ans Fenster, aber der Renz war nirgends zu sehen; er kam nicht. Das machte Margritli noch trauriger, und am Abendessen mußte es erst noch anhören, wie der Vater sagte: „Es ist nicht besonders manierlich von dem Renz, nicht einmal ‚Behüte Gott' zu sagen, denn jetzt wird er wohl fort sein."

Der Hannes und der Uli stimmten gleich ein und sagten, das hätten sie nicht gemeint von dem; nur die Mutter sagte begütigend, man könne ja nicht wissen, ob er nicht gern gekommen wäre, aber der Bauer oder die Frau könnten ihn ja vielleicht auch noch daheim haben wollen.

Die ersten Tage in der Schule sah das Margritli den Renz auch nicht, aber es wußte, daß er fort war, der Uli hatte es vom Lindenhofbauer selbst gehört. Heute nun war er dagewesen, aber war nie in Margritlis Nähe gekommen, es hatte ihn nur auf der Schulbank und dann mit den anderen Buben fortlaufen sehen; aber es war ihm doch recht, daß er dagewesen war, so wußte man doch einmal wieder etwas von ihm. Am Abend, als es schon dunkel war, wurde Margritli von der Mutter hinausgeschickt, daß es schnell den Kessel an den Brunnen stelle, damit ihn nachher der Uli hereinholen könne, wenn er voll Wasser war. Als es wieder vom Brunnen weglief, hörte es ganz seltsame Töne, wie ein unterdrücktes Ächzen, die von der Scheune herkamen. Margritli schaute hinüber, es war indes zu dunkel, man konnte nichts erkennen; aber wieder hörte es die jammernden Töne. Jetzt fing das Kind an, sich zu fürchten; es lief vom Brunnen weg, dem Hause zu.

Nun rief es ganz deutlich „Margritli!" von der

Scheune her; dann lief es hinüber, denn die Stimme kannte es.

An der Scheunenecke stand der Renz, sein Gesicht an die Mauer gedrückt.

„Bist du es, Renz?“ sagte das Margritli erfreut. „Aber warum stehst du denn da? Komm herein, die Mutter ist drinnen; aber warum stöhnst du denn so?“

„Ich kann ja nicht hereinkommen, ich darf ja nicht, sie wird wohl auch bös mit mir sein, ich bin ja fortgelaufen.“

„O! o! durftest du nicht kommen?“ jammerte Margritli. „Warum kamst du auch am Sonntag nicht? Und dann wieder am nächsten Sonntag, dann darfst du doch fort?“

„Ich konnte ja nicht am Sonntag, und bis zum nächsten Sonntag geht es ja so lang, ich kann es nicht aushalten, ich muß alle Tage fortlaufen.“

„Wohin läufst du denn, Renz? Ich habe dich noch nie gesehen.“

„Es ist immer spät, wenn ich daherkomme, und dann muß ich wieder bald fort, du warst nie da. Zuerst lauf' ich heim, und wenn dann niemand auf dem Weg ist, geh' ich ins Tenn hinein und schaue durch die Futterlöcher nach den Kühen, und die ‚Meise‘ kennt mich schon; wenn ich nur hereinkomme, brüllt sie schon. O, ich kann es nicht aushalten! Ich kann es nicht aushalten!“ stöhnte Renz und drückte sein Gesicht an die harte Mauer, als sollte sie Erbarmen mit ihm haben.

Dem Margritli kamen die Thränen in die Augen.

„Aber wenn du immer fortläufst, Renz, bekommst du dann nicht Schläge?“

„Freilich bekomm' ich, heut' bekomm' ich auch.“

„O, geh doch heim jetzt schnell, so schnell du kannst, sonst werden sie noch böser über dich! Renz, lauf doch morgen nicht mehr fort, sonst schlagen sie dich wieder!“ jammerte das Margritli.

„Es ist ja gleich, es thut mir lang' nicht so weh, wie wenn ich nicht fortlaufen kann“, und Renz stand immer noch an die Mauer gedrückt. Aber Margritli zog ihn nun weg und bat ganz ängstlich, er solle doch jetzt gehen; denn es war ihm ganz schrecklich, daß Renz geschlagen werden sollte, und es hoffte, wenn er recht laufe, könne er noch verschont bleiben.

Endlich kehrte sich Renz um und schoß davon.

Das Margritli ging hinein und klagte der Mutter sein Leid, und wie schrecklich es sei, wenn der Renz geschlagen werde. Diese sagte, es thue ihr auch leid um den Buben; aber er müsse nun sich schicken lernen und nicht mehr fortlaufen, das solle es ihm sagen, wenn er sich noch einmal zeige, und das solle ihm das Margritli auch noch von ihr sagen, wenn er am Sonntag fort dürfe, so solle er willkommen sein in den Erlen; aber wenn er sonst fortlaufe, solle er nur nicht kommen.

Das alles fiel dem Margritli schwer aufs Herz. —

Renz wurde die letzten Tage der Woche nicht mehr in die Schule geschickt; der Bauer und seine Frau dachten, man könne ihn eher überwachen, daß er nicht fortlaufe, bis er nun einmal eingewöhnt sei. Aber jeden Tag, freilich immer erst wenn es zu dunkeln anfing, fand Renz Gelegenheit, schnell zu entwischen, und fort war er. Je später er ausgerissen war, je später kam er auch wieder zurück und wurde darum um so schärfer gezüchtigt. Am Samstagabend, als Renz wie immer nach einer Züchtigung und ohne Essen

ins Bett geschickt wurde, sagte der Bauer noch zu ihm: „Ich probiere es eine zweite Woche mit dir; besserst du dich nicht, so schick' ich dich weg."

Am Sonntagmorgen sagte die Bäuerin zu Renz: „Heut' Nachmittag kannst du einmal fort mit Erlaubnis; aber daß du ordentlich heimkommst zum Nachtessen, wie es bei rechten Leuten sein muß."

Renz ging fort, sobald das Mittagessen vorbei war, aber er ging nicht in die Erlen; er dachte sich wohl, daß sie dort gehört hätten, wie er immer fortlaufe, und er schämte sich, dahin zu kommen; er hatte auch das Gefühl, Margritlis Eltern und Brüder seien gewiß recht wider ihn und würden ihn nicht freundlich empfangen. Das Gefühl hatte er auch vom Bauer und der Frau im Lindenhof; um keinen Preis wäre er dort ins Haus hineingegangen, oder hätte sich irgendwie sehen lassen.

Es schneite so halb und ein scharfer Wind wirbelte die dünnen Flocken durcheinander.

Renz lief nach der Weide hinauf und blieb dort auf dem Mäuerchen sitzen — obschon ihn der Wind fast wegblies und er vor Kälte zitterte —, bis es zu dunkeln anfing, daß ihn niemand mehr sehen konnte. Dann ging er zum Lindenhof hinunter, schlich um die Scheune herum und hin und her um das Haus und den Stall wie ein ruheloser Geist, der nicht von den Orten fort kann und doch nicht mehr dahin gehört. Manchmal war er schon am Fortgehen, dann kehrte er noch einmal um und ging noch einmal um die ganze Scheune herum und legte da und dort das Ohr an die Ritzen des Tennthors oder an die Stallthür, um zu lauschen, ob er etwas von den Kühen oder von den Hühnern höre, oder ob sonst ein heimatlicher Ton aus den

bekannten Räumen hervorbringe. Endlich nahm er einen Anlauf und schoß davon. Er nahm seinen Weg über die Erlen und stand dort im dunkeln an der Scheunenecke lange, lange; aber das Margritli kam nicht heraus, es war nirgends zu sehen. So lief er endlich wieder heim.

Die folgende Woche verging wie die vorhergehende. Gab es einen Abend, da Renz nicht fortlaufen konnte, weil er immer mit jemand zusammen war, so lief er den folgenden Abend um so früher fort, und ein paar Abende, an denen er erst spät entrinnen konnte, kam er so spät wieder, daß der Bauer nicht zur rechten Zeit ins Bett gehen konnte um seinetwillen, weil man ihn doch noch ins Haus einlassen mußte. Dann wurde Renz so scharf gezüchtigt, daß der Bauer nachher dachte: „Nun wird ihm das Herumziehen wohl vergehen"; aber es verging ihm immer nicht.

Als wieder der Sonntagmorgen da war und Renz aus seiner Kammer herunterkam, sagte der Bauer: „Du kannst gehen, sobald das Morgenessen vorbei ist. Der Armenverwalter weiß, daß du kommst; ich habe mit ihm geredet."

Die Bäuerin machte ihm seine Sachen zusammen, und als Renz vom Tisch aufstand, übergab sie ihm sein Bündelchen und er zog aus, nachdem der Bauer und seine Frau ihm beide zum Abschied gesagt hatten: „Thu an einem anderen Ort besser, als du bei uns gethan hast."

Ganz gleichgültig ging Renz seinen Weg dahin, es war ihm alles eins, wohin er jetzt kommen sollte. So kam er zum Haus des Armenverwalters. Der war noch in der Kirche, die Frau hieß den Renz warten, bis er heimkomme. Er kam aber bald, und wie er den Renz dastehen sah, sagte er gleich: „Von dir hört man nicht viel Gutes!

Mach, daß du an dem Ort bleiben kannst, wo du jetzt hinkommst, und denk darauf, wie du dich anstellen wollest, wenn die drei Monate vorbei sind, länger wird nicht für dich bezahlt, denk daran! Jetzt geh, du kommst zum Schuhmacher."

Renz fühlte wohl, daß der Armenverwalter nicht mehr freundlich mit ihm war wie früher; er wandte sich scheu um und ging.

Im Winter waren sehr wenige Bauern, die für den Unterhalt und die Kleider solche Buben zu sich nahmen, wie die Sommer- und Herbstzeit über geschah. So hatte sich niemand mehr gezeigt, der den Renz in der Weise zu sich nehmen wollte. Dagegen hatte der Schuhmacher sich gemeldet, daß er den Renz für ein kleines Kostgeld zu sich nehmen wolle, indem er immer einen solchen Buben brauchen konnte.

Renz trat in dem Häuschen des Schuhmachers ein; dieser saß eben mit seiner Frau und drei kleinen Kindern in der Stube und flickte noch einen Schuh, wennschon es Sonntag war.

Die Frau sagte gleich: „Du wirst der Bub sein, leg deine Sachen dort hinein, wo du schlafen kannst." Damit deutete sie auf die Thür, wo er hereingekommen war, und Renz begriff gleich, daß er in den Behälter hineinzukriechen habe, den er links von der Thüre gesehen hatte, wie er hereinkam, und der nicht mit einer ganzen Thür verschlossen war, sondern mit ein paar schmalen Brettern, zwischen denen durch je große Spalten offen standen, denn da herein mußten Licht und Luft in den Raum kommen. Drinnen war gar nichts als ein Lager und ein zerbrochener Stuhl. Das war das Schlafgemach, das Renz zu beziehen hatte. Er

warf sein Bündelchen auf den Stuhl und lief wieder hinaus.

In der Haushaltung dieses Schuhmachers war keine Ordnung. Der Mann hatte den Renz gewollt, damit er ein kleines Stück Geld durch ihn in die Hand bekomme und auch um jemand zu haben, der ihm die Schuhe vertrage, weil seine eigenen Kinder noch zu klein waren. Daneben war es ihm gleich, was der Bub mache. Am Morgen schickte er ihn zwar immer in die Schule, denn weil er für den Renz bezahlt war vom Gemeindegut aus, durfte er nicht anders. Für den Nachmittag nahm er's schon leichter; hatte er weit zu schicken, oder war sonst etwas zu thun, so behielt er den Buben zurück aus der Schule und ließ ihn verrichten, was vorlag. Am Abend hatte Renz immer da- und dorthin zu gehen für den Schuhmacher, da kam er dann immer heim, wann er wollte, es kümmerte sich niemand darum, nur fand er dann nie mehr etwas zu essen, denn zum allgemeinen Abendessen kam er immer zu spät, und weil man ihm bei der Gelegenheit nichts geben mußte, so war es niemand leid, daß er nicht kam, denn die anderen hatten sonst nicht zu viel, übrig blieb nie etwas; wäre er aber zur Zeit gekommen, so hätte man ihm auch etwas geben müssen.

Renz wurde ganz verwildert. In der Schule konnte er nie etwas, denn er lernte nie; am Abend war er ja immer auf der Fahrt. Er sah mager und struppig aus, gar nicht mehr, wie der Renz sonst ausgesehen hatte.

Margritli hatte darüber einen solchen Kummer, daß es gar nicht mehr recht fröhlich sein konnte, und wenn es in der Schule den Lehrer sagen hörte, wie er jetzt wiederholt that: „Renz, du bist jetzt einer von den allerschlechtesten

geworden in der ganzen Schule", da meinte Margritli, es müsse vor Scham und Schmerz in den Boden hineinkriechen, denn es war ihm gerade so, wie wenn es auf seine eigene Person ginge. Mit dem Renz konnte es auch nie reden, er lief immer gleich fort nach der Schule und war wie scheu geworden, und zuhause durfte es von seinem Kummer gar nicht reden, denn wenn es nur den Namen von Renz nannte, so sagten die Brüder gleich: „Schweig doch von dem, mit dem ist's gar nichts mehr", und die Mutter sagte kaum noch etwa: „Er kann ja auch wieder zurecht kommen, jetzt thut er freilich nicht schön, was man hört." Dem Margritli blieb nur noch eine Hoffnung: wenn nun die Zeit bei dem Schuhmacher zu Ende wäre und Renz wieder zu einem Bauer käme und besser gehalten würde, so könnte es doch wieder anders kommen, denn daß es jetzt mit dem Renz gar nichts mehr sei, wie seine Brüder sagten, das glaubte es gar nicht, es kannte ja den Renz schon und es war ganz sicher, daß er nicht so sei, wie die Brüder meinten, wenn er nur wieder von dem Schuhmacher weg wäre, wo ja gar keine Ordnung war.

Oftmals wäre es gern am Abend, wenn es dunkel war, hinausgegangen, um zu sehen, ob der Renz nicht etwa wieder an der Scheunenecke stehe, daß es ihn trösten und ihm auch ein wenig zureden könne, er solle doch wieder anders thun; aber das litt die Mutter nicht. Sie sagte, der Renz habe am Abend nicht herumzustreichen, und wenn er ein gutes Gewissen hätte, so fände er ihre Hausthür schon an einem Sonntagnachmittag, und solang' er die nicht fände, habe das Margritli nicht nach ihm zu sehen.

So ging Margritli an vielen, vielen Abenden mit schwerem Herzen zu Bett und konnte lange nicht einschlafen,

weil es immer nachsinnen mußte, wie es doch dem Renz wieder auf einen besseren Weg verhelfen könnte.

Kapitel IV.

Margritli vernimmt, was es in der Kirche aufgesagt hat.

Die ersten Märztage waren gekommen. Auf den Wiesen standen die Schlüsselblumen und die weißen Anemonen, und auf den Feldern hatten die Arbeiten begonnen, und geschäftig ging es da zu unter dem blauen Himmel und dem schönen Sonnenschein, denn jeder Bauer wollte seine Kartoffeln zuerst im Boden haben, und mit Ackern und Säen konnte man auch nicht lange warten. So sah sich jeder Bauer um Hilfe um und auch die Buben wurden wieder gesucht. Schon am ersten Tag, nachdem für Renz die drei Monate beim Schuhmacher verflossen waren, hatte er einen Platz, und früh am Sonntagmorgen zog Renz wieder mit seinem Bündlein aus; was aber da drinnen war, sah gar nicht mehr so gut aus, wie damals, als er aus dem Lindenhof damit auszog. Neues hatte er seitdem nicht bekommen, und das Alte war fast in Fetzen. Sein Sonntagswämslein, das er jetzt auf sich hatte, und das einmal so schön und fest gewesen war, sah dünn und abgeschabt aus, und Renz kam auch nicht mit frischem Gesicht und hellen Augen zum Bachbauer, wie er sie damals hatte, als er sein Wams bekam. Der Bachbauer wohnte in der Nähe vom großen Bach, der die Buschweiler Wiesen durchzog; darum hieß er

der Bachbauer. Noch eh' die Leute zur Kirche gingen, zog Renz bei ihm ein. —

Dem Margritli war einmal wieder ein fröhlicher Sonntag gekommen. Als es mit den Eltern aus der Kirche heimging, hörte es, wie der Armenverwalter dem Vater erzählte, der Renz komme nun zum Bachbauer, das sei ihm zu gönnen, denn beim Schuhmacher sei doch nicht die beste Ordnung und zu viel zu essen werde er auch nicht gehabt haben.

Als man nachher in den Erlen am Mittagstisch saß, fing der Vater wieder vom Renz zu reden an, denn am Sonntag war er gesprächig bei Tisch, dann hatte man alle Zeit zum Essen, an den Wochentagen war man immer ein wenig pressiert, wieder an die Arbeit zu kommen.

„Es ist gut für den Buben, daß er nun zum Bachbauer kommt, das ist ein Plätzchen wie für ihn gemacht. Es ist kein Knecht da und wenig Leute und wenig Vieh, da hat er immer mit dem Bauer zu arbeiten und ist unter seinen Augen; so kann er einmal wieder in eine Ordnung kommen, denn das Fortlaufen hört dann von selber auf."

„Ja, wenn der das Herumziehen lassen kann; was hatte er auch im Breitholz fortzulaufen, es war ihm wohl genug dort", sagte der Johannes ärgerlich; denn es schwebte ihm immer vor, daß dort zwei Rosse im Stall standen und bei ihnen keins, so gern er immer eins gehabt hätte.

„Was braucht der überhaupt fortzulaufen", fiel der Uli ein, „so etwas ist dem Hannes und mir auch nie in den Sinn gekommen, und wir mußten auch manches thun, was uns nicht gerade gefiel, wie wir noch in die Schule gingen."

Der Hannes und der Uli waren beide ein wenig selbst-

gerecht, denn sie hatten immer auf dem gleichen, geraden Weg fortgelebt, und dachten nicht daran, daß sie immer daheim gewesen waren, wo sie es gut hatten und es ihnen wohl war.

„Man muß dem Buben das nun nicht so nachtragen, daß er manchmal fortgelaufen ist", sagte die Mutter begütigend, „wenn er jetzt wieder recht thun kann. Er ist auch noch jung und viel herumgestoßen worden, es kann schon noch gut mit ihm werden, wenn er jetzt in die rechten Hände kommt."

Das Margritli war sehr froh über diese Rede der Mutter und lief gleich nachher in die Wiesen hinaus, um einen Strauß von den schönen Schlüsselblumen und Anemonen zu holen, und es dachte jetzt wieder mit Freuden daran, wie sonst der Renz immer mit ihm den Blumen nachgelaufen war am Sonntagnachmittag, und daß er vielleicht nun wiederkomme, wenn er es wieder besser habe und er wieder recht thun könne.

Der Renz war beim Bachbauer eingezogen; am Sonntag strich er noch herum, es wußte niemand wo, denn er hütete sich wohl, sich von irgendjemand sehen zu lassen; er schlich aber immer auf den alten Wegen herum und saß an den Sonntagen manchmal stundenlang bei der Scheune im Lindenhof hinter dem großen Scheiterhaufen verborgen und lockte leise die Hühner zu sich und hatte ihnen kleine Würmer gesucht, die sie nun mit vielem Vergnügen aus seiner Hand pickten und dabei fröhlich gackerten, ganz so wie damals, da er noch zu ihnen gehörte; das übernahm aber manchmal den Renz so, daß er auf einmal das Gesicht in den Holzstoß hineindrückte und aufschluchzte.

Am Montag begann nun die Arbeit für ihn, und es

war, wie Margritlis Vater gesagt hatte: er war immer unter des Bauern Augen, denn da war sonst niemand zur Feldarbeit und im Stall und in der Scheune, als immer nur der Bauer und er zusammen.

Die Frau hatte nur zwei kleine Kinder und half sich selber mit ihrem Holz- und Wasserbedarf; es kam keine Zeit der Dämmerung mehr, da Renz diese kleinen Geschäfte zu thun hatte und bei der Gelegenheit so gut fortlaufen konnte.

War auf dem Feld und nachher im Stall und in der Scheune alles besorgt, so sagte der Bauer: „Jetzt komm herein zum Essen und dann geh ins Bett.“ Sonst sagte der Bauer nicht viel, aber er gab immerfort acht auf den Buben; das sah dieser ganz gut. So konnte Renz eine ganze Woche lang nicht einmal probieren fortzulaufen, denn in die Schule wurde er auch nicht geschickt; die erste, pressante Frühlingsarbeit gehe vor, sagte der Bauer. Renz kam in einen ganz neuen Zustand, es kam wie ein Fieber in ihn, das ihn immerwährend zu Bewegungen trieb, als müßte er alles zerreißen und zerstampfen, was ihm in die Hände und unter die Füße kam.

Hatte er einmal eine Arbeit, die ihn ein wenig hinter den Bauer zu stehen brachte, so ließ er auf einmal alles Werkzeug fallen, ballte beide Fäuste und stampfte auf den Boden wie ein Rasender. Kehrte sich dann etwa der Bauer um, so packte Renz schnell sein Werkzeug wieder an und fuhr in die Arbeit hinein, aber das seltsame Thun entging dem Bauer nicht ganz. Renz war auch gar nicht mehr so geschickt zu seiner Arbeit und machte nie hinter einander, was ihm der Bauer gesagt hatte, denn er vergaß vorweg alles und war nie mit seinen Gedanken bei dem, was er zu thun hatte, das konnte man wohl sehen; denn entweder

starrte er umher, oder er ließ seine Augen so im Kopf herumrollen, als wäre er in einem hitzigen Gefecht.

„Thu nicht so ungeschickt zur Arbeit!" hatte der Bauer schon mehrmals gesagt, es hatte aber nicht viel geholfen. Dann sagte er etwa wieder: „Nimm dich wohl inacht; wenn's nicht besser kommt, so hast du den Schaden." Es kam nicht besser. Am Sonntag sagte der Bauer: „Du bleibst da, sonst kommen dir beim Herumfahren die alten Mucken wieder in den Kopf für die ganze Woche."

Renz mußte dableiben, denn der Bauer blieb selbst da und wanderte den Nachmittag durch ein wenig ums Haus und um die Scheune herum und behielt dabei den Buben im Auge, bis es wieder Zeit war, im Stall dem Vieh nachzusehen und zu melken, bei welchen Arbeiten der Bub immer helfend in der Nähe sein mußte.

Die folgende Woche ging es noch schlimmer mit Renz; er war wie von einem bösen Geist besessen, der ihm nirgends Ruhe ließ. Jetzt sollte er vor der Scheune sitzen bleiben und die Kartoffeln zurechtschneiden, die gesteckt werden sollten, während der Bauer drinnen im Tenn zu thun hatte und hier und da einen Blick auf den Buben warf. Renz that die Arbeit nicht zum erstenmal und wußte wohl, daß man sorgfältig um die Augen in der Kartoffel herumschneiden müsse, um die rechten Samenstücke zu bekommen. Er schnitt aber drauf los, kreuz und quer, und mit einer Gewaltthätigkeit, als ob er an den Kartoffeln eine große Unthat abzustrafen hätte. Der Bauer kam leise ein wenig näher, das Drauflosschneiden mochte ihn an der Richtigkeit der Arbeit zweifelhaft gemacht haben. „Wart, ich will dir", sagte er mit einemmal dicht hinter Renz. Dieser fuhr vor Schrecken von seinem Sitz auf, stieß den

ganzen Korb mit den noch ungeschnittenen Kartoffeln um, der vor ihm stand, und diese rollten alle mit einander dem unterhalb gelegenen Wasserloch zu, das der Bauer eben abgedeckt hatte, und verschwanden darin, bis auf einige wenige.

Erst jetzt kam Renz recht zum Bewußtsein, vorher hatte er wie in einem Fieber dagesessen. Die Kartoffeln hatte er nicht absichtlich verderben wollen, aber er hatte nicht mehr daran gedacht, wozu er sie zerschnitt, es war ihm nur wie eine Erleichterung, so drauflos zu schneiden.

„So, da", sagte der Bauer grimmig und schaute bedauerlich auf die wenigen kleinen Kartoffeln, die noch am Boden lagen. „Du bist einem mehr Schaden, als recht ist. Das kommt davon, wenn einer nichts denkt, als nur, wo er herumfahren könnte. Aber wart, Bürschlein, bei mir kommst du nicht einen Schritt vom Haus weg, du kannst dich drehen wie du willst, du wirst wohl einmal lernen stillhalten."

Diese Worte machten auf den Renz einen Eindruck, als hätte ihn der Bauer an eine Kette gelegt und da für immer festgebunden. Nun wurde er unstäter und ruheloser als je vorher, spähte immerzu noch allen Seiten hin, wie etwa ein Entkommen möglich wäre, und was er that, war meistens so gemacht, daß der Bauer ihn ein paarmal beim Ohr faßte und sagte: „Gieb acht! Gieb acht! So geht's nicht mehr lang!"

Am Samstagabend, als die Zeit da war, da die Kühe sollten gemolken werden, trat der Bauer in den Stall und Renz hinter ihm her wie gewöhnlich.

„Jetzt ist der Eimer noch am Brunnen vom Fegen her" — sagte der Bauer verdrießlich, denn schon hatte er an-

gefangen, der Kuh den Schwanz anzubinden, daß sie ihn nicht damit ins Gesicht schlage während des Melkens —; „lauf und hol ihn, aber hurtig."

Renz lief, schoß zum Stall hinaus, und wie ein abgeschossener Pfeil fuhr er ins Weite. Ein paar Minuten nachher stand der Bauer wieder von seinem Stühlchen auf, wo er sich schon zurechtgesetzt hatte, und trat vor die Stallthür hinaus; der Brunnen war wenige Schritte davon entfernt; der Eimer stand noch darauf, umgekehrt, wie er zum Trocknen hingestellt worden war, — der Renz war verschwunden.

„Du abgefeimter Landstreicher du! Jetzt ist's fertig mit dir!" murmelte der Bauer im höchsten Ärger vor sich hin und holte seinen Eimer herbei.

Renz lief in einem Zug bis zum Fußweg, der zum Lindenhof hinaufführte; da stand er einen Augenblick still; es fuhr ihm durch den Kopf, daß jetzt die Zeit sei, da eben in der Scheune und im Stall der Bauer und die Knechte noch zu thun hatten und man ringsum nicht sicher war, auf keinen von ihnen zu treffen; plötzlich kehrte er um und lief gegen die Erlen hin.

„Renz! Renz! Wart doch!" rief es auf einmal laut hinter ihm her, und wie er sich umkehrte, sah er das Margritli, das mit sehr fröhlichem Gesichte herbeigerannt kam, denn es freute sich, den Renz einmal wiederzusehen und von ihm selbst zu hören, daß es ihm gut gehe und alles wieder besser komme, was es für gewiß annahm.

Als es nun vor dem alten Kameraden stand und ihn recht anschaute, sagte es erschrocken: „Was hast du, Renz?"

„Nichts!" war die Antwort.

„Du bist doch nicht wie sonst, wenn wir mit einander

sind. Hast du etwas zu berichten? Wolltest du zu uns hinaufkommen?"

„Nein!"

„Du bist doch nicht wieder fortgelaufen, Renz; gelt, das hast du nicht gethan?"

Das Margritli wurde ganz ängstlich.

„Freilich habe ich's gethan."

Jetzt erschrak Margritli so, daß es ganz weiß wurde.

„O! O! Nun thust du's wieder, nun geht wieder alles schlecht; was wird der Bachbauer mit dir anfangen, wenn er dich wieder hat?"

„Es ist mir gleich! Am liebsten wollte ich dem gerad' einen Baum umhauen!" Das war für Renz das Furchtbarste, das man seinem Feinde thun konnte; er hatte auch einmal gehört, daß einem Meister von seinem Knecht aus Rachsucht ein Baum umgehauen worden war, und es war ihm nicht entgangen, welch schrecklichen Eindruck das auf alle Leute gemacht hatte, denn ein solcher Baum, der von altersher dagestanden und jährlich seine Früchte getragen hat, genießt eines großen Ansehens unter den Bauern. Der Renz ballte seine Fäuste und knirschte mit den Zähnen bei seinem Ausspruch.

Dem Margritli wurde es ganz traurig zumute. „So hab' ich dich noch gar nie gesehen, Renz, so kommt es gewiß bös mit dir", klagte es; „dann hast du alle Leute wider dich und es giebt gar keine Hilfe mehr."

„Das giebt es auch nicht", stöhnte Renz.

Jetzt ertönte die Betglocke.

„Ich muß heim", sagte Margritli eilig; „jetzt ist wieder alle Freude aus! Gut' Nacht, Renz!"

„Ja, das ist sie, und meiner Lebtag kann ich gar nie mehr eine Freude haben; gut' Nacht, Margritli."

Der Renz lief quer über die Wiesen zum Lindenhof hinüber, Margritli ging mit traurigem Herzen heim.

Am Tag darauf, einem schönen, hellen Frühlingssonntag, der über alle Wiesen glitzerte, stand das Margritli traurig an der Hausecke und fürchtete sich, zu Tisch zu gehen, denn es dachte, vielleicht sei es schon herumgekommen, daß der Renz auch dem Bachbauer wieder fortgelaufen war, und dann, was würden der Vater und die Brüder dazu sagen? Aber jetzt rief die Mutter zum zweitenmal; es mußte hinein.

Richtig, sobald der Vater seinen Suppenlöffel niedergelegt hatte, sagte er: „Mit dem Renz ist's aus, der Bachbauer schickt ihn fort, das hab' ich heut' nach der Kirche vernommen; er sagt auch, den Buben könne niemand brauchen, mit dem sei nichts mehr anzufangen, es soll es nur kein Bauer mehr mit ihm probieren."

„Wo muß denn der Renz hin, Vater?" fragte das Margritli schüchtern.

„Er kann dann ins Armenhaus, wie der blödsinnige Joggi, dort werden sie ihm schon Meister", fiel der Hannes belehrend ein; „dort brauchen sie ihn dann nicht zur Hilfe, und läßt er das Fortlaufen nicht, so binden sie ihn an, bis er zahm ist."

„Dann hat er, was er verdient", bemerkte der Uli mit der Sicherheit eines Gerechten.

„Ich muß auch sagen", setzte nun die Mutter ein, „ich hatte sonst den Buben gern und meinte, er werde schon wieder zurechtkommen; aber wenn einer gar nirgends recht thun kann, so ist das doch ein Zeichen, daß es bös mit ihm steht."

Das Margritli konnte seine Thränen fast nicht mehr

zurückhalten; nun waren alle, auch sogar die Mutter, ganz gegen den Renz, und es durfte kein Wort mehr für ihn sagen, und wenn es an gestern Abend dachte, wie er gethan hatte, wurde es ihm auch ganz angst, vielleicht sei der Renz nun wirklich auf bösen Wegen, und es könne ihm gar nicht helfen, und niemand helfe ihm mehr, denn alle Leute waren ja jetzt gegen ihn. Sobald das Margritli den letzten Bissen hinuntergewürgt hatte, stand es auf und fragte: „Kann ich hinaus, Mutter?"

„Ja, du kannst, aber komm mir nicht spät heim", war die Antwort, wie gewöhnlich.

Margritli lief in die Weide hinauf, wo es still und einsam war und fast nie ein Mensch hinkam. Es ging bis zu dem Grenzmäuerchen und setzte sich darauf, da, wo der Schatten der Erlenbäume hinfiel. Da überdachte es alles, wie es mit dem Renz war und wie es nun immer schlimmer und trauriger werden konnte, und es sah gar keine Hilfe und keinen Trost mehr vor sich, und ließ nun seinen Thränen, die es lange verschluckt hatte, den freien Lauf; und während oben im Baum die Vögel alle voller Fröhlichkeit pfiffen und sangen in den hellen, blauen Himmel hinauf, saß es darunter und weinte in großem Jammer.

Jetzt hörte Margritli jemand herankommen; es trocknete schnell seine Thränen und verhielt sich ganz still. Es war der Herr Pfarrer, der sich näherte; er ging öfters am Sonntagnachmittag durch die Weide hinauf nach dem Gipfel der Anhöhe, denn da war eine schöne, weite Aussicht ins Thal hinab.

Als er das Margritli so allein da sitzen sah, stand er verwundert still und grüßte das Kind.

Es stand schnell auf und ging, dem Herrn Pfarrer die Hand zu geben. Er schaute es einen Augenblick schweigend an, dann klopfte er ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Margritli, Margritli! Wo sind deine lustigen Augen? Hörst du nicht die Vögelein über dir, wie sie fröhlich pfeifen und sich des schönen Sonntags freuen?"

„Wohl freilich, Herr Pfarrer, ich höre sie schon", gab Margritli zur Antwort.

„Kannst du denn nicht auch mithalten und mit ihnen fröhlich sein?" frug der Pfarrer wieder.

„Nein, ich kann nicht", sagte das Kind, und seine Stimme verriet, daß ihm die Thränen noch zu alleroberst im Hals waren.

„Hast du einen Kummer, Margritli? Komm, kannst du mir sagen, was dich drückt?"

Margritli gab erst keine Antwort, dann sagte es leise: „Nein."

„So, so", entgegnete der Herr Pfarrer und nickte dabei ganz freundlich, „es giebt hier und da so etwas, das man dann nicht so gut sagen kann, etwa so einen kleinen Handel mit den Brüdern, so etwas Ungerades in der Haushaltung, das einem nachsucht und drückt, und man findet keinen rechten Ausweg, daß alles wieder in Ordnung komme und man wieder fröhlich sein könne. Aber sag mir, Margritli, kannst du auch deinen Vers noch, den du mir vor acht Tagen in der Kinderlehre aufgesagt hast?"

„Ja, freilich, Herr Pfarrer", antwortete das Margritli ganz unerschrocken, denn es lernte seine Verse nicht nur in der Hast noch vor der Kirchenthür, daß es sie gerade drinnen in der Kirche wußte und, sobald es wieder herauskam, keine zwei Linien mehr hätte zusammenbringen können,

sondern fest und sicher, manchen Tag vorher, und das Margritli war nicht so, daß es ihm gleich war, ob es in der Kirche stecken blieb, oder nicht, es lernte ganz pünktlich.

„So, das ist recht, so komm und sag mir den Vers hier noch einmal."

Der Herr Pfarrer setzte sich jetzt auf das Mäuerchen nieder und deutete dem Margritli, sich neben ihn hinzusetzen. Es gehorchte gleich, hielt seine Hände zusammen und sagte andächtig seinen Vers her:

„Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu
Und trau des Höchsten reichem Segen,
So wird er täglich bei dir neu;
Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

„So ist's recht. Hast du nun auch darüber nachgedacht, was dir der Vers sagt, Margritli?" fragte der Herr Pfarrer wieder.

„Ich habe ihn schon manchmal repetiert, daß ich ihn sicher wisse", sagte das Margritli.

„Das ist recht; aber ich meine jetzt noch etwas anderes", fuhr der Herr Pfarrer fort. „Siehst du, da heißt es: ‚Sing!' Wie die Vöglein droben dem lieben Gott lobsingen in Dank und Freude, so sollst auch du singen, gerade so, und nicht weinen und den Mut verlieren und den Kopf so traurig hängen lassen. ‚Bet!' Das mußt du gerade thun, daß du froh und freudig bleiben und singen kannst. Dem lieben Gott mußt du alles sagen, was dich drückt, und mußt ihn bitten, daß Er dir helfe. Er kann dir schon helfen; aber beten mußt du und nicht ver-

gessen, an wen du dich zu wenden hast. ‚Und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu!‘ Siehst du, das heißt auf Gottes Wegen gehen, wenn einer treu und gewissenhaft das Seine verrichtet, so daß er bei allem, was er thut, die Augen fröhlich zum Himmel aufschlagen kann und nicht erschrecken muß vor den Augen Gottes, die von oben herunterschauen; dann haben wir den lieben Gott für uns und wir dürfen auf seinen Segen trauen, und dann kommt uns eine freudige Zuversicht ins Herz, denn wir wissen, komme was wolle, der liebe Gott verläßt uns nicht, und Er kann uns überall helfen, auch wo kein Mensch mehr einen Ausweg sieht. Jetzt denk daran, Margritli, und leb wohl!“

Der Herr Pfarrer reichte dem Kinde freundlich die Hand und wanderte dann den Berg hinauf.

Das Margritli war ganz aufmerksam jedem Worte des Herrn Pfarrers gefolgt, und jetzt deuchte es ihm, als habe ihm jemand das schwere Gewicht, das sein Herz drückte, auf einmal weggenommen. Jetzt wußte es einen Trost und einen Weg zur Hilfe. Ganz so wollte es alles thun, wie der Herr Pfarrer gesagt hatte, und noch einmal sagte es nun seinen Vers, langsam, Wort für Wort, und bei jedem einzelnen Worte mußte es anhalten und noch einmal alles Gehörte überdenken, und je weiter es kam, desto leichter und heller wurde es in seinem Herzen, und wie es zum Schluß kam, mußte es ganz laut und freudig ausrufen:

„Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht!“

Jetzt hörte auch das Margritli auf einmal, wie laut und fröhlich die Vögel über ihm zum Himmel auf sangen,

und jetzt kam ihm die Lust, mitzuhalten, und plötzlich stimmte es ganz laut ein Lied an; und da nun die Abendsonne ihren goldenen Schein über die Weide hinbreitete, und Margritli merkte, daß es Zeit war, heimzugehen, sprang es vom Mäuerchen herunter und wanderte mit lautem, fröhlichem Gesang den Hügel hinab dem Hause zu.

Kapitel V.

Renz vernimmt auch etwas.

Als der Bachbauer dem Armenverwalter am Sonntagmorgen angezeigt hatte, daß er den Renz nicht mehr wolle, da hatte der Verwalter alles probiert, um den Bauer noch einmal umzustimmen, denn er wußte gar nicht, wohin mit dem Buben. Im Armenhaus war kein Platz, und da der Renz nun so verschrieen war bei allen Bauern, als einer, den man nirgends brauchen könne, war auch keine Aussicht, daß er so bald wieder einen Platz bekomme, und den Sommer durch wollte die Gemeinde auch nicht für ihn bezahlen, wie im Winter. Der Bachbauer verschwor sich zuerst, von dem wolle er nichts mehr wissen; aber zuletzt konnte ihn der Verwalter doch überreden, noch etwa acht oder vierzehn Tage den Buben bei sich behalten zu wollen, denn da nun die Arbeiten auf dem Felde immer zunahmen und gegen den Sommer hin noch immer sich vermehrten, so konnte es doch sein, daß Renz noch etwa Beschäftigung erhielte, wenn auch bei keinem der Bauern von Buschweil, wo man

ihn nun kannte, so doch vielleicht auf einem Hofe in der Umgegend.

So blieb Renz vorderhand noch beim Bachbauer, aber er hatte keine guten Tage, denn der Bauer war sehr erbost, daß ihm der Bub an dem Samstag trotz allen Aufpassens doch hatte entrinnen können. Auch war Renz in seiner Arbeit nicht besser, als vorher, und so bekam er keine anderen als harte Worte mehr und wurde auch jeden Tag ein wenig störrischer.

Der Frühling war ausnahmsweise sonnig, und alle Arbeit auf den Feldern konnte hinter einander gethan werden; wer nur genug Leute hatte, der konnte schon zum voraus auf die reichlichste Ernte rechnen, denn er konnte zur Zeit allen Samen in den Boden bringen, den die warme Sonne auf der Stelle zu durchdringen begann. —

Auf dem Steinacker, dem letzten Bauernhof von Buschweil, der mit den halben Gütern schon in der anderen Gemeinde lag, ging es streng zu mit Arbeiten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war der Bauer mit seinen fünf Söhnen und zwei Knechten draußen auf den Äckern, und im Bohnenfeld stand die Bäuerin mit der Magd und dem Taglöhner, und ordnete die Löcher an und steckte die Bohnen hinein, und dann lief sie wieder heim und ordnete das Essen und lief nach der Scheune und in den Stall und fütterte die Kühe und lief wieder ins Bohnenfeld hinaus, und so rastlos hin und her, bis der Tag um war, denn sie war thätig und ausdauernd wie keine zweite.

Aber: „An allen Orten zu gleicher Zeit sein, kann kein Mensch", sagte sie eines Abends zu ihrem Manne; „ich muß einen Buben haben, denn wenn es nun an die abgelegenen Äcker geht und ihr zum Essen nicht heimkommt,

wie soll ich euch das Essen richten und hinausbringen, und das Vieh füttern, und im Haus der Sache nachgehen, alles zu derselben Zeit; was meinst du?"

„Nimm einen", sagte der Bauer. „Such ihn selber aus, so gefällt er dir besser.

Da war aber nicht viel auszusuchen; weit und breit war kein Bub zu bekommen, als der Renz, von dem es hieß, der sei so halsstarrig geworden, daß ihn kein Mensch mehr zurechtbringen könne.

„Das wär' mir denn doch etwas Neues, wenn ich nicht einmal mehr einen Buben zurecht brächte", sagte die Bäuerin, als sie das vernahm; „ich denke, ich habe noch ganz anderen den Weg gezeigt; wir wollen doch einmal sehen, wer Meister wird von uns beiden, ob ich das Bürschlein nicht zum Rechtthun bringe."

Jetzt ließ sie gleich dem Bachbauer sagen, sie brauche einen Buben, er könne ihr den Renz schicken.

Als die Nachricht nun herumkam, daß der Renz zur Steinackerbäuerin komme, da sagten alle, die es hörten, das sei noch das einzige Mittel, den Renz zur Umkehr zu bringen, denn wenn jemand imstande sei, ihn zum Folgen zu bringen, so sei sie es, sie habe schon wilde Knechte zahm gemacht; was aus diesem Buben noch zu machen sei, das mache sie gewiß noch aus ihm.

Renz erschien noch an demselben Nachmittag, da sie nach ihm geschickt hatte, bei der Bäuerin im Steinacker. Sie war ganz allein daheim und saß vor dem Haus, wo sie Erbsen zu Samen erlas, die sie vor sich in der Schürze und auf dem Boden im Korbe hatte. Neben ihr lag der große Hund am Boden und knurrte bös, wenn er einen Ton hörte. Er bellte wütend auf, als Renz herankam.

„Sei still und leg dich!“ gebot die Bäuerin, „und du komm nur näher, er thut dir nichts, so lang du's nicht verdienst. Es ist recht, daß ich jetzt noch ruhig mit dir reden kann, eh' die anderen alle da sind, denn ich habe mit dir zu reden. Siehst du, Bürschlein, ich kenne dich wohl und weiß, was du für Sprünge machst. Probier's nicht bei mir! Das erste Mal, da du mir davonläufst, wirst du durchgeklopft in einer Art, wie du's noch nicht kennst. Was meinst dazu?“

„Nichts“, sagte Renz ziemlich störrig.

„Was, nichts? Willst du etwa noch pochen? Was hast du denn gemacht, wenn du einmal nach dem Fortlaufen recht abgeklopft wurdest?“

„Ich bin dann nachher wieder fortgelaufen.“

„So, so, Bürschlein, so viel nützt das! Wart nur, da kenn' ich schon noch ein Mittel, das wird wohl helfen!“ Jetzt wies die Bäuerin mit dem Finger auf den Renz und rief: „Nero, paß auf!“

Der Hund bellte laut auf und machte einen Satz auf den Buben hin, die Bäuerin hielt ihn fest; Renz sprang erschrocken zurück.

„Hast du's nun gesehen?“ fuhr sie fort. „Siehst du, jetzt richt' ich den Hund ab, und wenn du das Essen aufs Feld hinausträgst, oder auch nur in die Scheune hinübergehst, so muß er immer neben dir gehen, denn ich kann dir nicht immer aufpassen, da hätt' ich viel zu thun. Probierst du's aber, dich davon zu machen, so glaub du nur, das versteht der Hund auf der Stelle; er packt dich im Augenblick beim Kragen und beißt dich halbtot, da kann dir kein Mensch mehr helfen. Das wirst du, denk' ich, verstehen; was meinst?“

„Ja", antwortete Renz kleinlaut, denn vor dieser Wache hatte er einen tüchtigen Schrecken.

„Mit der Arbeit geht's so: Machst du deine Sache recht, so ist's gut; wo nicht, so bist du nicht der erste, den ich bei den Ohren nehme; richt dich danach!"

Nach dieser Einleitung führte die Bäuerin den Buben nun gleich in die Geschäfte ein, und schon heute hatte er das Abendessen aufs Feld hinauszutragen. Der Hund ging mit und wich keinen Augenblick von seiner Seite. Renz verstand, daß das Fortlaufen ganz und gar ein Ende hatte.

Es folgte eine harte Woche für den Renz; aber er war auch härter und störriger geworden, als er je vorher gewesen war. Er hätte der Bäuerin im Lindenhof nie ein Wörtlein zurückgegeben, und jetzt, wenn die Steinackerbäuerin sagte: „Was hast du ins Blaue hinaus zu stieren? Warum kannst du nicht fortmachen?" so konnte er ganz störrig sagen: „Darum!" Und wenn sie ihm zurief: „Mach, daß du fertig wirst, oder ich will dir dann zeigen, wie's geht!" so sagte er: „'s ist mir gleich."

Hatte er das leichte Unkraut im Garten auszujäten, so schlug er manchmal seine Hacke so in den Boden ein, daß er sie fast nicht mehr herausbrachte und die Bäuerin wohl sah, daß er einen inneren Grimm am Erdboden auslassen wollte, und ihm sagte: „Mach's kurz, sonst kann's dich gereuen!"

Dann konnte er mit störrischer Gebärde vor sich hin sagen: „Ja, so kann's!" Bei den Ohren wurde Renz auch ein paarmal genommen. Es war eine Woche voller Grimm für den Buben, voller Unzufriedenheit und Ausbrüche des Zornes für die Bäuerin.

Am Sonntagmorgen, als nach der Kirche die Bekannten alle sich um die Steinackerbäuerin versammelten, weil es sie alle wunderte, wie es ihr mit dem Buben gehe, sagte sie nur immer und immer wieder: „Ja, der! das ist einer! Ich glaub's wohl, daß es niemand mehr mit ihm probieren wollte! Maulen kann er, zurückgeben, unverschämt sein — es glaubt kein Mensch, der's nicht gehört hat! Und mit der Arbeit isi's gar nichts! Aber ich gebe nicht nach, den will ich doch noch bändigen!" Und die Frauen sagten alle zu einander und nachher zu ihren Männern daheim: „Das muß einer sein, der Renz! Wenn den die Steinackerbäuerin noch zurechtbringt, so ist's ein wahres Wunder."

Am Nachmittag sagte die Bäuerin zu Renz: „Es ist Werkzeug in die Schmiede zu tragen, du kannst es hinthun. Weil's Sonntag ist, kannst du bis um fünf Uhr dran machen. Dann kommst du heim; bist du nicht da auf die Zeit, so geht es dir so, daß du lange daran denkst!"

Renz lief gleich mit den bezeichneten Gegenständen davon. Er hatte das Werkzeug in der Schmiede nur abzugeben, damit es morgen ausgebessert würde, weil am Montag nicht mit dem Hintragen die Arbeit versäumt werden sollte. Von der Schmiede lief Renz durch den sonnighellen Nachmittag nach der Weide hinauf; er mußte einmal wieder den Platz und das Mäuerchen sehen. Schon von weitem sah er, daß das Margritli dort saß; sobald es ihn erkannt hatte, kam es ihm voller Freude entgegengelaufen.

„Das ist doch recht, Renz, daß du einmal kommst!" rief es ihm schon von weitem zu, „ich habe ja so lang' nichts von dir gehört. Und heut' ist's Sonntag, da durftest du doch fort und bist nicht fortgelaufen, da kann man so froh sein!"

Die Kinder waren nun zusammen beim Mäuerchen angekommen und Margritli setzte sich hinauf, Renz stand noch vor ihm.

„Nein, ich bin nicht fortgelaufen", sagte er grimmig; „aber um fünf Uhr sollte ich wieder dort sein, aber ich gehe nicht, jetzt ist der Hund nicht da, ich gehe nicht, bis es dunkel Nacht ist, und wenn gerad' das Allerärgste kommt."

„O Renz, ist es nun schon wieder so mit dir!" jammerte das Margritli. „Sie sagten, auf dem Steinacker könne es nun noch gut mit dir kommen, und nun willst du schon wieder der Bäuerin nicht folgen, dann wirst du wieder geschlagen und alles ist wieder so traurig wie vorher."

„Es ist schon lang' wieder wie vorher", fing Renz mit wildem Ton an und wurde immer wilder im Reden, „und wenn sie mich schlägt, so ist es mir gleich; und wenn sie mich nur totschlüge, so wäre es mir recht, es ist doch alles aus mit mir; und wenn ich ihr nur alle Bäume umhauen könnte, die auf dem ganzen Hof sind."

„Nein, nein, Renz, sag doch nicht solche Sachen!" rief das Margritli in großem Schrecken aus, denn es sah das furchtbare Ereignis schon vor sich, wie eines Morgens alle Bäume auf dem ganzen Steinacker umgehauen da lagen. „Wenn du so thust, so kommt alles immer ärger und zuletzt — ja, ja, Renz, der Vater hat gesagt, wenn du jetzt nicht umkehrest, so komme es ganz bös mit dir. O, wenn du nur wieder sein könntest, wie du warst!" Und das Margritli hielt beide Hände vor das Gesicht und brach in ein schmerzliches Weinen aus.

Jetzt warf der Renz sich auf den Boden und stöhnte: „Ich kann ja nicht mehr recht thun, und ich weiß gar nicht,

was machen, und es giebt gar keine Hilfe mehr für mich, ich will lieber gerad' sterben."

Jetzt trocknete das Margritli seine Thränen und sagte ganz ernsthaft: „Ja, ich glaub's auch wohl, daß du keine Hilfe weißt, denn du kannst schon nicht trauen, daß dir der liebe Gott helfen kann, denn du thust auch nicht, was sein muß, du thust nicht beten und das Deine getreu verrichten; aber wenn du das thun wolltest, so könntest du auf einmal eine große Zuversicht haben, daß dir der liebe Gott schon helfen will."

„Ja, wie kann er mir denn helfen?" stöhnte Renz immer noch in den Boden hinein.

„Ich weiß es nicht, aber der liebe Gott weiß es dann schon, und wenn er dir dann geholfen hätte, so könntest du wieder so werden, wie du warst, Renz. O, ich kann's fast nicht aushalten, daß du jetzt so bist, daß ich dich fast nicht mehr kenne. O, thu mir doch den Gefallen, Renz!" bat Margritli jetzt ganz flehentlich, „thu's doch, thu's doch! dann könnte doch alles noch anders werden!"

„So will ich", sagte Renz und stand auf vom Boden; „aber willst du dann nicht mehr weinen und nicht mehr bös über mich sein, daß ich so gethan habe bis jetzt?"

„Nein, gewiß, gewiß nicht", versprach Margritli, „aber ich bin ja gar nicht bös gewesen, nur traurig; aber wenn du jetzt so sein wolltest, wie du es versprochen hast, o dann könnten wir wieder einmal so lustig sein zusammen!"

„Meinst du?" fragte Renz zweifelhaft, denn er sah nichts vor sich, das ihn wieder lustig machen könnte. „Aber, Margritli", sagte er nach einigem Nachsinnen, „jetzt weiß ich gar nicht, was ich denn bei der Bäuerin machen muß, daß es so kommt, wie du meinst."

„Du mußt alles gleich thun, was sie dir sagt, und es recht machen; du weißt schon, wie es recht ist, du mußt nur deine Gedanken auch dabei haben, und wenn dir so andere Gedanken dazwischen kommen vom Fortlaufen und vom Baumumhauen, so mußt du beten, dann hilft dir der liebe Gott und dann kommt das Vertrauen in dein Herz, und wenn das da ist, dann kann alles gut kommen; siehst du, es heißt so:

‚Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.‘

Renz hatte recht zugehört. „Ja, ich will's jetzt probieren", sagte er entschlossen; „aber kommst du am Sonntagnachmittag wieder auf das Mäuerchen, daß ich dir dann sagen kann, wie's gegangen ist?"

„Ja, ich will kommen", versprach Margritli, „aber wenn dir die Bäuerin nicht erlaubt, fortzugehen, so mußt du nicht kommen, weißt, sonst verdirbst du alles wieder. Aber jetzt mußt du gewiß gehen, es hat schon lang', lang' vier Uhr geläutet."

Renz hatte es wohl gehört; er wußte, daß es Zeit war, aber er hatte gedacht, bis das Margritli mahne, könne er schon noch bleiben. Jetzt wollte er aber doch zeigen, daß es ihm Ernst sei mit seinem Versprechen. Er gab dem Margritli schnell die Hand und sagte: „So leb wohl!" Dann lief er die Weide hinunter, so viel er konnte, und setzte nicht ab, bis er draußen im Steinacker ankam.

Die Bäuerin sagte: „Es ist gut, daß du nichts anderes probiert hast, sonst wäre dir dann der Nero entgegengekommen!"

Kapitel VI.

Ganz Buschweil muß sich verwundern.

Jetzt kam der Montag und die Arbeit der Woche begann wieder.

„Ich möchte doch nur wissen, was jetzt wieder in diesen Buben gefahren ist", sagte die Bäuerin mehrere Male zu sich selbst im Laufe des Tages und schaute mißtrauisch zu dem Renz hinüber. Am folgenden Tag ging dasselbe vor. Jetzt rief die Bäuerin ein paarmal laut genug dem Renz zu: „Was ist denn dir in den Kopf gefahren? Es nimmt mich nur wunder, was du ausbrüteſt, und wie es dann aussieht, wenn's herauskommt!"

Der Renz war mäuschenstill, er antwortete nie ein Wörtlein mehr, niemals kam mehr eine solche kleine Gegenrede aus seinem Mund. Aber er sah aus, als werde er von einem ungeheuren Schicksal fast in den Boden hineingedrückt. Sein Versprechen zu erfüllen, erforderte auch fortwährend die Anstrengung aller seiner Kräfte. Einmal die Überwindung zu üben, nie ein Gegenwort zu sagen und gleich zu thun, was ihm geheißen wurde, dazu brauchte es eine Gewalt, die ihm ganz den Kopf niederdrückte, daß er gar nicht mehr aufsah. Dann die Gedanken bei der Arbeit zu behalten, daß sie recht werde, und wenn nun die bösen Anschläge aufstiegen, was er alles anstellen wollte, die wegbeten, daß sie nicht aufkommen konnten, das war so schwer! Und was konnte er da nur gleich beten? Da kam ihm Margritlis Spruch in den Sinn, und jedesmal, wenn die bösen Gedanken aufsteigen wollten, sagte er gleich bei sich:

„Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

Aber manchmal kamen die Gedanken auch so mit einemmal, und in der Eile fand er den Spruch nicht sogleich zusammen und er mußte sich noch besinnen und doch dazu die Arbeit thun, — das alles mit einander griff den Renz so an, daß er ganz grün wurde und auch fast nicht mehr aß.

„Du erzverstockter Duckmäuser du", sagte die Bäuerin am Mittwoch, als es mit dem Renz weiter ging, wie es am Montag angefangen hatte; „wenn ich nur herausbringen könnte, was du im geheimen aussinnest! Ich hab' es doch schon mit manchem aufgenommen; aber einer, wie du bist, ist mir noch nicht unter die Hände gekommen." Als aber am Donnerstag und Freitag der Renz fort und fort in den Boden hineinschaute, kein Wörtlein sprach und immer grüner wurde, da hörte die Bäuerin auf zu schimpfen, es wurde ihr ganz unheimlich, sie schaute nur noch mißtrauisch von der Seite auf den Buben hin, so, als erwartete sie, es könnte einmal plötzlich einen Ausbruch geben von irgendeiner Art, und endlich am Samstag, da Renz fast nicht mehr aß, kam ihr ein furchtbarer Gedanke: „Wenn der Bube von dem Mäusegift erwischt hätte im Küchenschrank!"

Sie fuhr sofort auf den Renz los: „Wo fehlt's dir? Sag's! Ist dir übel?"

„Nein", sagte Renz, aber er hob den Kopf nicht in die Höhe, denn er war noch immerfort im Kämpfen.

„Etwas Unrichtiges hat der in sich, wenn er nur kein Vampir ist!" dachte jetzt die Bäuerin auf einmal mit Schrecken, denn sie hatte einmal eine Geschichte gehört von einem, der niemand ansehen durfte, weil er ein Vampir war. „Hätte ich doch diesen Buben nie gesehen!" rief sie

im Zorn ihrer Ohnmacht aus und schoß den ganzen Tag umher, als triebe sie ein böser Geist, der nicht wußte wohin. Sie war in einem Zustand, in dem sie noch nie gewesen war; sie wußte sich gar nicht mehr zu helfen, denn daß sie einem solchen Buben nicht Meister werden sollte, das konnte ja doch nicht möglich sein, und doch war der Bube ihr jetzt so unheimlich geworden, daß sie viel lieber nichts mehr mit ihm zu thun gehabt hätte. In die Kirche wollte sie wenigstens morgen gehen und den Bekannten sagen, was sie mit dem Buben habe und was es für eine Kraft erfordere, mit dem nicht die Geduld zu verlieren; das würde ihr doch einige Erleichterung bringen.

Es versammelte sich denn auch ein großer Kreis um die Steinackerbäuerin, sobald sie aus der Kirche trat, denn es war jedermann neugierig, ob es ihr gelinge, den Buben in Ordnung zu bringen.

Jetzt fing die Bäuerin an, und vor Eifer der Mitteilung kam sie fast außer Atem: „Ja, ja, man sollte nur wissen, was das für einer ist! Ihr solltet den einmal kennen! In Ordnung bringen! Wer den in Ordnung bringt, der hat ein großes Wunder gethan. Jetzt hat er auf einmal umgeschlagen, sagt kein Wort, giebt keine Antwort; den Kopf steckt er in den Boden hinein und brütet den ganzen Tag, und was er ausgrübelt, wird früh genug zum Vorschein kommen; was es sein wird, weiß freilich keiner! Aber daß der etwas an sich hat" — sagte sie ganz geheimnisvoll —, „ich will nicht sagen, was ich denke, aber ihr werdet's schon noch vernehmen; ja, das ist einer!"

Jetzt trat die Lindenhofbäuerin, die auch in dem Kreise stand, weiter vor, stellte sich vor die vom Steinacker hin und sagte mit ihrer deutlichen Rede, die alle Umstehenden

hören und verstehen konnten: „Jetzt will ich doch auch einmal ein Wörtlein sagen zu dem, was diesen Buben angeht. Vor acht Tagen war die Klage gegen ihn, daß er grobe Worte zurückgiebt und unverschämt ist im Reden, und heute ist sie, daß er keine Antwort giebt und nicht redet; mich nimmt wunder, wie er's machen soll, daß nicht zu klagen ist gegen ihn. Ich meine, wenn der Bub so verwildert ist, so wird auch etwas an der Behandlung sein."

Aber jetzt fuhr die vom Steinacker auf, als sei ihr jemand auf den Fuß getreten: „Ich denke fast", rief sie gereizt, „es wird wohl leichter sein, einen Buben fortzuschicken, wenn er nicht gut thut, als einen zu sich zu nehmen, den kein anderer mehr will; was meint Ihr?"

Und fest und gelassen erwiederte ihr die vom Lindenhof: „Ich habe den Buben nicht fortgeschickt um schlechter Aufführung willen; ich habe ihn fortgelassen, weil wir eine andere Einrichtung mit den Knechten trafen; der Renz war ein guter Bub, so lange er bei uns war, und es würde mir keinen Kummer machen, es gerad' heut' noch einmal mit dem Buben zu probieren."

„Ja, ja", lachte die Angeredete, „Worte kosten nichts und tönen schön. Es würde wohl noch manche Bäuerin es mit den Knechten so einrichten, daß sie es mit diesem Buben nicht probieren müßte."

Jetzt richtete sich die Lindenhofbäuerin stramm auf und sagte, ihrer Gegnerin voll ins Gesicht schauend: „Ich stehe zu meinen Worten. Vor diesen Frauen sage ich es: Ich fürchte mich nicht, den Buben wieder ins Haus zu nehmen; ich kann es zeigen."

Damit schritt die Bäuerin durch die Reihen und ging davon.

„Es ist ihr Ernst, die thut, was sie sagt", bemerkte eine der Frauen in dem Kreis, und eine andere sagte: „Mich nimmt nur wunder, wie es mit diesem Buben noch herauskommt, ob die ihm dann Meister wird!"

Die Aufregung und die Parteinahme für und wider wurde immer größer, es gingen alle Meinungen durch einander. Die einen sagten, das thue die Lindenhofbäuerin nicht, sie lasse den Buben, wo er sei, und die anderen sagten, wenn sie es thue, so werde sie ihn bald genug wieder fortjagen müssen, denn einen, den die vom Steinacker nicht zahm mache, den bringe die Lindenhöflerin nie zurecht."

Die Frauen kamen alle so aufgeregt über den Fall nachhause, daß sie auch ihre Männer ansteckten, und in ganz Buschweil sprach man heut' davon, wie es wohl gehen werde mit den zwei Bäuerinnen und dem verschrieenen Buben.

Nur Margritlis Mutter war nicht bei den Frauen stehen geblieben, sondern gleich heimgegangen mit den anderen Gliedern der Haushaltung; so wußten die alle noch nichts von dem Vorgang.

Die Steinackerbäuerin kam sehr bös heim, denn das Gespräch hatte ihren Zorn erweckt; daß sie in der Behandlung ihrer Leute fehlen könne, das hatte sie denn doch noch nie gehört; es nahm sie nur wunder, wie man so etwas hatte aussprechen dürfen.

Sie stieß zuerst auf den Renz, der auf dem Küchenschemel saß und Kartoffeln schälte, wie sie ihn geheißen hatte. Den ganzen Morgen hatte er nur einen einzigen Gedanken gehabt und immer im Kopf herumgedreht, am Nachmittag zum Margritli aufs Mäuerchen zu gehen und ihm zu sagen, wie er die ganze Woche gefolgt und sich abgemüht hatte, dann würde es gewiß eine rechte Freude haben.

„Du gehst mir heute keinen Schritt vom Haus weg", rief ihm die Bäuerin zu, als sie eintrat; „du bist vor acht Tagen fortgewesen; wie gut dir das Herumziehen thut, weiß ich schon."

Das war ein furchtbarer Schlag für den Renz. Die ganze Woche hatte er in seinen Kämpfen auf diesen Nachmittag hingesehen, wo er zum Margritli kommen und ihm sagen könnte, was er durchgemacht und wie er nicht nachgegeben habe, und nun mußte er da bleiben und hatte wieder eine ganze Woche vor sich wie die letzte, und mit einemmal überkam ihn ein solcher Grimm, daß er schon zwischen den Zähnen sagte: „Wenn ich Euch nur alle Bäume und das Haus und die Scheune und alles Vieh" — „umhauen könnte", wollte er sagen; aber auf einmal sah er das Margritli vor sich, wie es weinte und ihn anflehte, und er machte eine furchtbare Anstrengung wie noch nie und suchte mit aller Macht nach seinem Sprüchlein; und endlich hatte er es gefaßt und mit Gewalt sagte er:

„Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht!"

so manches Mal hinter einander, daß ihm die bösen Gedanken darüber ganz entwichen. —

Als die Sonne im Nachmittag hell über alle Wiesen und Felder schimmerte, kam die Lindenhofbäuerin im Sonntagsstaat aus ihrem Hause heraus; sie pflückte im Garten noch eine schöne Nelke, und mit dieser in der Hand trat sie auf den Weg hinaus und wanderte über Feld. Die Bäuerin hatte es mit vielen Gedanken zu thun, das konnte man ihr ansehen; sie hatte auch einen folgenschweren Gang vor, wie sie annahm. Sie hatte heute Morgen etwas eingeleitet,

das sie gar nicht im Sinn gehabt hatte, aber es hatte so ein Wort dem anderen gerufen, bis sie eines ausgesprochen hatte, das sie nicht mehr zurücknehmen wollte, denn sie war gewohnt, bei ihren Worten zu bleiben. Sie hatte dann ihrem Mann den Vorgang mitgeteilt, und der stimmte ganz mit ihr überein. Er hatte gesagt: „Nehmen mußt du jetzt den Buben, das ist sicher; thut er gar zu wüst, so muß ihn der Schwiegersohn nehmen, der ist jung und hat Knechte, die werden ihm alle mit einander Meister werden. Lieber geb' ich dem Schwiegersohn etwa einen Baum oder zwei zu leeren im Herbst, als daß ich Zank und Lärm im Haus habe."

Das alles überlegte nun die Bäuerin bei sich, und es war ihr nicht leicht, so die rechte Ruhe zu finden, in der sonst ihre Gedanken gewöhnlich abschlossen, denn sie war da gar nicht der Meinung ihres Mannes, der gleich fertig geworden war mit dem Vorhaben. Denn wenn nun auch der Bub noch so verwildert war und sich noch so faul oder unbändig gebärden würde: sie hatte fest im Sinn, ihn zu behalten; denn den Triumph sollte die Steinackerbäuerin nicht haben, daß sie so bald den Buben wieder fortthun müsse, und auch vor all den anderen Frauen wollte sie nicht so zum Vorschein kommen, als könne sie wohl etwas behaupten, aber nicht durchführen, wenn es darangehe.

Wenn aber der Bub nun wirklich so störrig und verdorben war, wie kam es dann mit ihrem Hausfrieden und ihrem geruhlichen Leben? Das machte der Bäuerin schon ein wenig unbehaglich, denn Lärm und böse Worte und ungebärdiges Thun war ihr zuwider, das war im Lindenhof nie gewesen. Wenn sie dann wieder an den Renz dachte, wie er gewesen war, sagte sie sich: „Es wird doch, will's

Gott, auch mit Güte und Vernunft an einem so jungen Buben noch etwas auszurichten sein."

So kam die Bäuerin auf dem Steinacker an und trat in die Stube ein. Die Frau vom Haus saß allein drinnen, die anderen waren fort oder drüben im Stall, denn es war bald Zeit zum Füttern.

„So", sagte die Steinackerbäuerin ein wenig steif, „das ist eine ungewohnte Ehr', Euch hier zu sehen; nehmt Platz!"

„Ich komme, mein Wort zu halten", entgegnete die vom Lindenhof mit festen Worten und blieb ganz aufrecht stehen dazu.

„So, ist es Euch denn Ernst? Da kann man Euch nur Glück wünschen dazu." Dabei verzog die Sprechende den Mund, als wollte sie lächeln. „Er ist im Stall, ich kann ihn rufen." Damit ging sie gleich hinaus und machte einige Schritte gegen die Scheune hin. Die Lindenhofbäuerin folgte ihr.

Auf den lauten Ruf erschien Renz unter der Stallthür. Als er die Bäuerin vom Lindenhof ansichtig wurde, schoß er auf und kam herangerannt; aber auf halbem Weg ließ er auf einmal den Kopf hängen und kam ganz langsam näher, denn nach der ersten Freude, das Gesicht der Frau zu sehen, bei der er daheim gewesen war, kam es ihm gleich in den Sinn, daß sie bös über ihn sei, wie alle Leute, weil er nicht mehr recht gethan hatte. Aber sie hatte seinen ersten Freudenanlauf bemerkt und streckte ihm freundlich die Hand entgegen: „Komm du nur, Renz, du brauchst dich nicht zu fürchten."

„Er wird wohl wissen, warum er sich fürchtet", sagte die Frau vom Steinacker scharf.

Er wußte es wirklich und ließ den Kopf noch etwas

tiefer hängen. Seine alte Meisterin beobachtete ihn genau.

„Renz", sagte sie jetzt, „was meinst, wenn ich dich mit mir heimnähme?"

Jetzt fuhr Renz mit dem Kopf in die Höhe; er meinte, es handle sich um einen Spaziergang nach dem Lindenhof, schon das war ja ein Glück für ihn. Er sah seine Meisterin an, sie hatte ja verboten, daß er heut' fortgehe; sie sagte nichts.

„Geh, Renz, hol dein Bündelchen, so kommen wir fort", mahnte jetzt die Lindenhofbäuerin.

Renz schaute sprachlos vor Erwartung zu ihr empor.

„Ist's zum Wohnen?" fragte er endlich ganz zaghaft.

„Ja, ja, so ist's gemeint!" bestätigte die Bäuerin.

Jetzt schoß ein solcher Freudenstrahl in die Augen des Buben, daß es der Bäuerin ganz wohl machte.

„Der kommt doch nicht ungern zu mir", dachte sie mit Befriedigung.

Renz war fortgestürzt; in wenigen Minuten kam er wieder mit seinem Bündelchen; er hatte so wenig zusammenzupacken gehabt.

„Jetzt wären wir wohl fast fertig", bemerkte die Lindenhofbäuerin.

„Völlig", sagte die vom Steinacker kurz. „Mit Glück!"

Aber die erstere zögerte noch ein wenig. „Renz", sagte sie, „es wäre doch anständig, wenn du in den Stall hinübergingest und deinem Meister ‚Behüte Gott' sagen würdest."

„Es ist nicht nötig", sagte die andere.

Aber Renz war gewohnt gewesen, seiner alten Meisterin aufs Wort zu folgen; jetzt hatte sie wieder zu ihm geredet.

Er lief sogleich zum Stall hinüber und war bald wieder zurück. Der Abschied mit der Steinackerbäuerin war sehr kurz, sie begehrte keinen längeren.

Nun wanderte Renz an der Seite seiner alten Meisterin davon, dem Lindenhof zu. Mit ganz gutem Gewissen ging er jetzt diesen Weg, und nicht nur um ein paar angstvolle Stunden da zuzubringen, nein, um wieder da daheim zu sein. Er konnte es fast nicht glauben. Von Zeit zu Zeit sah er zu der Bäuerin auf, ob sie's auch wirklich sei, ob auch alles wahr sein könne. Sie ging schweigend neben ihm her; sie hatte wieder allerlei Gedanken zu verarbeiten. Bis jetzt war mit Renz alles anders gewesen, als sie erwartet hatte. Konnte dieser Bub sich so verstellen und nachher auf einmal ganz anders werden, wenn es ans Arbeiten und ans Folgen ging?

Er hatte nichts Freches, nichts Unverschämtes, nichts Fremdartiges gezeigt, er war ihr gerade wieder so vorgekommen, wie sie ihn gekannt hatte. Nur ein schäbiges Kittelchen und auch gar so abgetragene Hösschen hatte er an für den Sonntag, und gewaschen und geputzt, wie früher bei ihr, sah er nicht aus.

„Renz", sagte sie jetzt, „ist das dein Sonntagsstaat?"

„Ja", antwortete er kleinlaut, „und im Bündelchen hab' ich nur Zerrissenes; ich habe schon lang nur das getragen am Sonntag und am Werktag."

„Es kommt mir fast vor, als sei es das Gewändlein, daß ich dir noch habe für den Sonntag machen lassen. Hast du seitdem nichts Neues mehr gehabt?"

„Nein, ich habe sonst gar nichts", sagte Renz ganz demütig, denn er dachte, die Bäuerin habe es ungern, daß er so aussehe.

„An dem bist du nun nicht schuld", erklärte die Bäuerin. „Aber sag, Renz, du hast doch im Sinn, recht zu thun und mir zu folgen?"

„Ja, gewiß, gewiß, natürlich", versicherte Renz und schaute mit den alten offenen Augen zu der Bäuerin auf. Seine Worte tönten auch so wahrhaftig und natürlich, daß sie sich nur im stillen immer mehr verwundern mußte.

Als die beiden an die ersten Felder vom Lindenhof kamen, fingen die Augen des Buben zu leuchten an, und auf einmal rief er: „Man sieht schon das Dach! Kann ich dann gewiß wieder dort bleiben?"

„Es kommt mit dem Bleiben viel auf dich an, Renz! Du mußt aber ein wenig zahmer gehen, ich kann nicht so laufen wie du."

Jetzt nahten sie dem Haus, Renz konnte fast nicht mehr langsam gehen. Auf einmal sagte er: „Darf ich geschwind auf die Erlenweide hinaufspringen? Ich komme aber auf der Stelle wieder."

Die Bäuerin sah ihn scharf an: „Renz, das Fortlaufen wird doch nicht schon angehen?"

Er schaute sie mit ganz fröhlichen Augen an und sagte: „O nein, ich bin ja jetzt schon da."

Die Bäuerin schüttelte verwundert mit dem Kopf. „Was hast du denn auf der Erlenweide zu thun?"

„Nur alles dem Margritli sagen, dann komm' ich wieder."

„So lauf", sagte sie gutmütig; es kam ihr aber alles so merkwürdig vor.

Renz lief, so viel er konnte. Dort saß noch das Margritli auf dem Mäuerchen und war traurig, denn es dachte, der Renz komme nicht mehr, und vielleicht stehe wieder alles ganz bös mit ihm.

„Margritli! Margritli!“ schrie er auf einmal und kam dahergerannt wie ein Unsinniger, und warf die Arme in der Luft herum und schrie immer lauter: „Margritli! Margritli! Ich bin wieder daheim!“

Das Margritli konnte nicht verstehen, wie das gemeint sei, aber es lief ihm in großer Spannung entgegen. Jetzt trafen sie zusammen; aber Renz war in einer solchen Freudenaufregung, daß er seine Erzählung fast nicht zusammenbrachte, denn zwischendurch mußte er wieder einen Sprung in die Luft machen und laut aufjauchzen. Als aber das Margritli endlich klar vernommen hatte, wie die Bäuerin ihn heimgeholt und daß er nun wieder bleibend und wohnend auf dem Lindenhof sei, da brach auch es in laute Freudenrufe aus, und ein Mal ums andere mußte es in neuem Entzücken ausrufen: „O Renz, nun kommt wieder alles, wie es war! Nun bist du auch wieder da, wenn das Hüten angeht, o, wie bin ich froh! Ich habe manchmal gedacht, das wird das Allertraurigste sein, wenn ich ganz allein hier auf der Weide sein muß und du weit weg auf einer anderen und fremde Kühe hüten. O, nun wird alles wieder, wie es war!“

Und in dieser Aussicht mußte auch der Renz so aufjauchzen, daß das Echo von allen Hügeln zurückjauchzte.

„Renz“, sagte auf einmal ganz nachdenklich das Margritli, das von jeher ein nachdenkliches Margritli gewesen war, „wie kam es denn, daß dich die Lindenhofbäuerin auf einmal heimholte; wenn doch alle Bauern sagten, sie wollten dich nicht mehr, du machest nichts mehr recht, so hat sie dich doch gewiß nicht geholt, weil sie dich zur Arbeit brauchte?“

„Nein, ich glaub' es auch nicht“, sagte Renz ein wenig zerknirscht; „aber ich weiß sonst auch keinen Grund.“

„Siehst du, Renz, jetzt glaub' ich ganz bestimmt, der liebe Gott hat es so gemacht, daß sie dich holen mußte; ich habe auch nicht aufgehört zu beten, und wenn ich schon nicht gewußt habe, wie er es machen kann, daß alles wieder gut mit dir komme, so habe ich immerfort die Zuversicht gehabt, daß er es schon weiß und schon macht."

„Ja, ich habe auch noch vergessen, dir etwas zu erzählen", sagte Renz hier; „siehst du, die ganze Woche habe ich so gethan, wie ich dir versprochen hatte, und die groben Worte und die bösen Gedanken habe ich alle niedergebetet und immerfort gesagt:

‚Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht'."

„Siehst du jetzt, wie es wahr geworden ist? So haben wir die Zuversicht zum lieben Gott gehabt und so hat er uns nicht verlassen", erklärte freudig das Margritli.

Renz wurde ein wenig stutzig; dann mit einemmal sagte er ganz ergriffen: „Ja, es ist gewiß wahr, an das habe ich noch gar nicht so gedacht vorher." Denn der Renz hatte seinen Spruch wohl so als Hilfsgebet gegen zornige Worte und Gedanken gebraucht; aber jetzt verstand er auf einmal den Sinn desselben, und daß, wenn man sich an den lieben Gott wendet, er noch ganz anders und viel besser hilft, als nur in dem, wofür man ihn gerade anruft.

Einen Augenblick machte das Nachdenken den Renz ganz still; dann rief er plötzlich: „Nun muß ich aber heim. Gut' Nacht, Margritli!"

„Gut' Nacht, Renz!"

Und eins ging da-, das andere dorthin, jedes wieder mit dem Herzen voller Glück und Zuversicht, und Renz

brach in einen so ungeheuren Jodel aus, daß es in alle Weite schallte.

„Das ist nicht gerade ein Duckmäuserton", sagte die Bäuerin bei sich, die noch ein paar Schritte durch ihren Garten machte, als der Renz jubelnd herankam.

„Darf ich auch noch geschwind in die Scheune hinein?" rief er ihr zu.

„Meinetwegen", gab sie zurück.

Renz stürzte in den Stall hinein und gleich zu der „Meise" hin, nahm sie beim Kopf und rief ihr zärtlich zu: „Meisli! Meisli! kennst du mich noch?" Und die „Meise" brüllte so laut auf vor Freude, daß alle anderen nachbrüllten und es einen Willkomm gab, der den ganzen Stall erschütterte.

Dann kletterte Renz auf den Heuboden hinauf und noch höher, wo die trockene Streue lag und in die hintersten Winkel hinein, und endlich kam er herunter und trug in seinen Händen eine Kappe voll der prächtigsten Eier hoch aufgeschichtet. So trat er in die Küche hinein, wo jetzt die Bäuerin stand und wirtschaftete.

„Woher kommst du mit den Prachteiern?" rief sie ihm entgegen.

„Von draußen; seht nur die! — und die! Die sind vom Weißen und diese vom Schwarzen und die runden sind alle von dem Grauen ohne Schwanz, und die sind von den zwei Jungen; seht, seht, wie schöne!" — und Renz legte sie alle hin und kam in einen Eifer und in eine Freude hinein bei dem Vorzeigen, als wäre alles sein Eigentum.

„Jetzt sehe mir einmal einer das an!" sagte die Bäuerin, mit der größten Befriedigung den Erklärungen folgend und die schöne Eierausstellung betrachtend. „Jetzt sagt mir der

junge Knecht immerzu, meine Hühner legten fast nicht, und ich hatte doch immer die schönsten Hühner weit und breit, und nun steht es so! der kennt ihre Schlupfwinkel nicht. Wie wußtest du nur, wo sie waren, Renz?"

„Ich habe es schon immer gewußt und ich weiß noch ein paar andere, ich weiß ganz gut, wo jedes Huhn legt und wie seine Eier sind. Aber jetzt muß ich Holz holen."

Im höchsten Eifer lief Renz wieder hinaus; er frug kein Wort, er wußte ja alles so gut, er lief hin und her wie ein Wiesel. Als so viel Holz da war, daß keines mehr Platz hatte, ergriff er den kleinen Kessel und lief zum Brunnen und gab nicht nach, bis alle Behälter voll waren bis zum Rand. Jetzt holte er aus dem Behälter am Boden Wichse und Schuhbürsten hervor, setzte sich auf das Dreibeinstühlchen in der Ecke, ergriff einen nach dem anderen von den Schuhen, die dastanden, und putzte und bürstete darauf los.

Die Bäuerin schaute dem Buben zu und mußte nur immer den Kopf schütteln vor Erstaunen; sie sagte kein Wort. So war sie keinen einzigen Abend bedient worden, seit der junge Knecht ins Haus gekommen war. Sie hatte nie ein Wort gesagt, um des Friedens willen; aber jetzt, da auf einmal alles wieder von selbst ging, ohne daß sie auch nur an ein einziges Ding erinnern mußte, und alles so schnell und ohne das Geklapper der schweren Knechtschuhe, kam ein so wohliges Gefühl über die Bäuerin, daß sie sich nur alle Gewalt anthun mußte, daß sie nicht anfing, dem Renz zu sagen, es sei ihr, als falle eine schwere Last von ihr ab, nun er wieder in der Küche sei und alles so mühlos und ohne Lärm zugehe. Aber sie durfte ihn ja nicht so verderben; wie konnte es aber nur sein, wie war es nur möglich, daß dies der verschrieene Bube war?

Der Bauer kam heute ziemlich später, als gewöhnlich, nachhause. Er fürchtete sich ein wenig, denn er dachte, die Frau habe jetzt gewiß allerhand Klagen über den Buben auszusprechen, und das hörte er nicht gern.

Sie sagte kein Wort; aber sie sah nicht aus, als wollte sie klagen. Der Bauer ging erleichtert an sein Nachtessen und sah ein wenig verwundert zu, wie seine Frau dem Buben nicht genug auf den Teller geben konnte, und mit was für fröhlichen Augen der Bub in der Stube herumguckte, gerade als ob jedes Stück am alten Kachelofen ihm eine neue Freude machte und die schnurrende Katze auf der Ofenbank das Schönste wäre, das er noch gesehen hätte.

Jetzt sagte die Bäuerin: „Renz, dein Kämmerlein weißt du; es ist noch wie vorher."

Als aber Renz wieder in sein altes, heimatliches Kämmerlein kam, da wurde es ihm so wohl, daß er am liebsten wieder laut aufgejodelt hätte; aber das durfte er nun nicht thun. Schlafen ließ ihn die Freude auch noch nicht. So setzte er sich auf den Rand seines Bettes und fing an, nachzudenken, wie alles so gekommen war, daß er wieder da sei. Da kamen ihm Margritlis Worte wieder in den Sinn, und jetzt stieg ein großer Dank in seinem Herzen auf, daß ihm der liebe Gott so bald zuhilfe gekommen war, als er so gern wieder recht thun wollte. Sein Leben lang wollte er auch daran denken, wie es ihm gegangen war, und nie mehr das Sprüchlein vergessen, das er nun recht gut verstand:

„Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

Drüben sagte der Bauer zu seiner Frau, als sie allein waren: „Es scheint mir, er sieht nicht so bös aus."

Aber die Bäuerin brach in ein Lob und in eine Freude über den Buben aus, daß der Mann nur staunen mußte und zuletzt sagte: „Thu nur zahm, es wird ja doch etwas mit ihm sein, es kann noch zum Vorschein kommen."

Das dachte die Frau auch und wollte behutsam sein und den Buben noch recht beobachten, eh' sie ganz traute. Sie hatte eine Hauptsorge, ob Renz etwa in schlechte Gesellschaft geraten sei, die ihn zum Fortlaufen verlockt hätte und ihn etwa wieder verführen würde. Sie wollte ihn eine Woche ganz daheim behalten, um ins Klare zu kommen, wie es mit ihm sei.

Der Montag kam. Renz lief vom Morgen bis zum Abend von einem zum anderen, half da und dort, bald dem Bauer, bald der Frau, bald dem Knecht; er wußte immer, was folgte und was nötig war, denn er kannte den geregelten Lauf der Arbeit auf dem Lindenhof in Stall und Feld und Haus und Scheune, und war in allem gewandt und schnell wie der Blitz. Jetzt war er auch ja wieder mit dem ganzen Herzen und allen Gedanken bei der geringsten Arbeit. Denn es war ihm wieder an allem gelegen, es war das Altgewohnte, das ihm lieb war, er war wieder daheim.

So ging es am Dienstag, so ging es am Mittwoch und so ging es weiter am Donnerstag. Dem Bauer war's, als habe er vier Hände, denn eh' er sich's versah, war gemacht, was er eben thun wollte, und brauchte er irgendwo Hilfe, so schoß der Renz schon herbei, eh' er nur gerufen wurde, denn der Bub wußte noch jedes kleinste Ding und seine Zeit.

An dem Donnerstag sagte der langjährige Knecht zu seinem Meister: „Wir wollen es lieber wieder mit dem

Buben allein machen; er ist dreimal hurtiger als der junge Knecht, und er kennt das Zeug alles, wie es gehen muß, und ist willig, und hat der andere ein wenig mehr Kraft, so hat der Bub sechsmal mehr Einsicht und Verstand."

Das war dem Bauer eben recht, er hatte es nur nicht sagen wollen, weil man noch nicht wußte, wie es mit dem Buben noch kommen könne, wenn nun einmal die heimlichen Tücken herauskämen.

Als der Bauer seiner Frau die Sache mitteilte, rief sie aus: „Gottlob! daß mir der Trampler aus der Küche wegkommt! Mit dem Buben allein bin ich wie im Himmelreich."

Aber jetzt wollte sie auch Gewißheit haben, was für schlechten Anhang sie zu befürchten habe; jetzt mußte einmal alles heraus.

Am Abend, als die Knechte weg waren und der Bauer noch seinen Gang zum Stalle machte, hielt sie den Buben in der Stube zurück und setzte sich zu ihm an den Tisch hin. „Renz, sei jetzt aufrichtig", fing sie ganz eindringlich zu reden an, „sag mir nun: wohin bist du gelaufen, wenn du so den Bauern draußen weglieffst und herumzogst; sag mir's recht, mit wem hast du's da zu thun gehabt?"

Renz war ein wenig erschrocken über diese Erinnerung an seine böse Zeit und sagte reumütig: „Ich bin dann immer heimgelaufen, hierher, und bin hinter die Scheune gesessen, oder manchmal auch in den Schopf, wenn niemand da war; und dann habe ich die Hühner gelockt, und mit denen bin ich dann lang' zusammengewesen, und manchmal auch noch im Tenn, daß ich die Kühe sehen konnte."

Die Bäuerin konnte kein Wort sagen. Sie schaute den Buben genau an; der sagte die Wahrheit, das konnte sie sehen.

„Renz", sagte sie endlich, „warum bist du denn kein einziges Mal zu mir hereingekommen, wenn es dir doch so war?"

Renz fuhr demütig fort: „Am Sonntag, wie ich dann hätte zu Euch kommen dürfen, da war ich schon die ganze Woche alle Tage fortgelaufen, weil ich es nicht aushalten konnte, da wart Ihr schon bös über mich, weil ich nicht recht thun konnte."

Jetzt wußte die Bäuerin, woran sie mit ihrem Buben war. Aus lauter Anhänglichkeit an sie und ihr Haus war er zuerst auf die Abwege gekommen. Das mußte ihm vergütet werden! Die Bäuerin war ganz gerührt über den Buben. Welche Last hatte er ihr auch abgenommen! Da waren keine schlechten Genossen zu befürchten, die den Renz zu verlocken kamen. Da war keine Spur von heimlichen Tücken und bösem Wesen im Hintergrund; wie der Bub sich zeigte, so war er. Da war keine Befürchtung mehr, sie müsse ihn wieder fortthun, und die Steinackerbäuerin könnte ihren heimlichen Triumph und die anderen Frauen alle ein mitleidiges Achselzucken darüber haben. Und über alles hatte sie den flinken, fröhlichen, anhänglichen Buben wieder um sich, den sie immer gern gehabt hatte, und jetzt mehr als je.

„Renz", sagte sie ganz gerührt zum Schluß, „du mußt gar keine Angst mehr haben; so lang' ich auf dem Lindenhof daheim bin, mußt du auch da daheim sein."

So glücklich wie Renz war, als er sich heut' in sein Bett legte, konnte in ganz Buschweil und weit darüber hinaus kein Mensch sein.

Der Bauer war so froh, daß sich alles so gewandt hatte, daß wieder alles ins alte Geleise kam, daß der flinke Bub wieder da war und sich brauchbarer als je erzeigte, und alles das so schnell und im größten Frieden zugegangen war, daß er auf dem Feld allen Nachbarn erzählen mußte, wie seine Frau aus dem verschrieenen Renz handkehrum einen Musterbuben gemacht habe, und der Knecht, dem der langsame Gehilfe schon lang' im Weg gewesen war, berichtete aus Freude, daß er durch den Buben ersetzt werden konnte, überall davon; wie seine Meisterin den Buben, den niemand bändigen konnte, nur angesehen habe, und nun thue er besser als die anderen alle.

So war schon vor dem Sonntag ganz Buschweil von der Nachricht erfüllt, in wenig Tagen habe die Lindenhofbäuerin den Renz völlig zurechtgebracht, was den Leuten geradezu wie ein Wunder vorkam, das die meisten nicht glauben wollten.

Am Sonntag aber wollte die Bäuerin den Leuten beweisen, daß sie mit ihrem Buben sich zeigen dürfe. Sie hatte ihn vom Kopf bis zum Fuß funkelnagelneu gekleidet; auf seinem wohlgeordneten Haar saß ein schönes, schwarzes Käppchen, und ein paar helle, freudeglänzende Augen lachten darunter hervor.

So ging der Renz neben seiner Meisterin her, wie sie aus der Kirche kamen, und alle Leute standen still und schauten den beiden nach, und die einen sagten: „Es ist nicht möglich, daß das der Bub sei, den keiner mehr wollte!" Und die anderen sagten: „Was die Lindenhofbäuerin mit dem Buben gemacht hat, das macht ihr keine zweite nach", und jedermann hatte seine Freude an dem Ereignis.

Aber die Steinackerbäuerin stand keinen Augenblick still sondern lief heim ohne Aufenthalt, denn sie wollte nichts von dem Wunder hören, das auf dem Lindenhof geschehen war. Auch die Bäuerin vom Lindenhof ging fest und ruhig davon, denn auch sie wollte nicht stillestehen und reden und sich hervorthun; sie wollte sich gar nicht groß machen, sie wollte nur zeigen, daß der Renz nicht verdorben sei, wie man von ihm gesagt hatte, und wollte ihm seinen guten Namen herstellen.

Jetzt traf sie mit denen aus den Erlen zusammen, die schon lang' von der guten Aufführung des Renz auf dem Lindenhof gehört hatten und ihn freundlich begrüßten. Das Margritli aber strahlte vor Freuden, als es bemerkte, daß der Renz aussah wie einer von den Allerbesten in ganz Buschweil, und daß er nun wieder zu dem geordneten Haushalt gehörte und zur Schule und zur Kirche kommen würde, wie alle rechten Leute.

Das Margritli aber sagt seither in der Kirche auf, wie keines der anderen Kinder, denn es lernt seine Lieder nie nur so dem Reim nach, sondern es weiß jetzt, daß jedes Wort einen Sinn hat, in dem viel Trost und Hilfe liegen kann, wenn man ihn nur herausfindet, und darum denkt es nach bei jedem Wort. Wenn es aber einmal wieder seinen alten Vers aufsagen muß, dann kommt ihm aus dem eigenen Herzen ein solcher Ausdruck in die Worte, daß nicht selten im Heimweg eine Mutter zur andern sagt: „Es ist mir gar nicht, als habe ich heute in der Kirche aufsagen hören, sondern so, als habe das Margritli die schönen Worte mir eigens zum Trost ins Herz sagen müssen.

Wenn aber das Margritli an den Schluß seines Verses

kommt, dann sagt der Renz immer leise und andächtig die Worte mit:

„Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

Denn mit diesen Worten steigen dem Renz viele Erinnerungen im Herzen auf, die ihn jedesmal ganz fromm und ernsthaft stimmen.

Wie es in Waldhausen zugeht.

Kapitel I.

Der Sängerkrieg.

Inmitten der geräumigen Wohnstube stand der große, breitschulterige Amtmann von Waldhausen und las seiner Frau, die neben ihm stand, mit lauter Stimme einen Brief vor; denn der Amtmann war ein rascher Mann, und was eben vorlag, mußte bei ihm sofort und auf dem Platz, wo er sich befand, ausgeführt werden. So war er vor wenig Minuten da stehen geblieben, wo ihm von dem Hausmädchen ein Brief überreicht worden war, hatte denselben schnell erbrochen und las nun den Inhalt seiner gespannt lauschenden Frau vor, die zu ihm hingetreten war. Auch noch andere Zuhörer waren da, die mit nicht geringerer Spannung den Worten folgten. Das waren die vier Kinder des Amtmanns, die eben jetzt am großen viereckigen Tische saßen, jedes mit einem Papier vor sich und einem Bleistift in der Hand. Alle viere machten die Augen auf, als wollten sie damit die Worte verschlingen, und mit zurückgehaltenem Atem folgten alle den Mitteilungen, die sichtlich von ganz besonderem Interesse für sie sein mußten. Als der Vater zu Ende gelesen hatte, steckte er den Brief ein und sagte

befriedigt: „So ist's recht! Nur keine langen Vorbereitungen! Noch heute kommt er, da kann er gleich Preisrichter sein, und ist er ein guter Lehrer, so lehrt er den Max, daß es außer ihm auch noch zwei oder drei Menschen giebt, die etwas sind, und die Elsa — da ist nicht viel zu sagen; aber den Lex, den lehrt er, daß man auch in eine Thür treten kann, ohne sie vorher mit dem Kopf oder dem Stiefel halb einzuschlagen, und das Tilli, daß ein Mädchen in einem Kleid besser aussieht, wie in Fetzen. Liebe Frau, vor acht Uhr kann ich nicht wieder da sein, du mußt ihn empfangen." Damit war der Amtmann zur Thür hinaus.

Nun brach ein ziemlich lauter Lärm aus in der Stube, wie es gewöhnlich zu gehen pflegte, wenn der Amtmann hinter sich die Thür schloß. Diesmal aber waren die Gemüter von der außerordentlichen Erwartung besonders aufgeregt, und die vier Stimmen schrieen alle mit einander in verworrener Weise die Mutter an.

„So kann ich weder reden, noch könnt ihr mich verstehen, Kinder", sagte sanftmütig die Mutter. „Wollt ihr wissen, um was es sich handelt, so seid still und ruhig, daß ich es euch erklären kann."

Das half, denn die Neugierde war groß, da die Kinder dem Brief so viel entnommen hatten, daß es sich um die Ankunft einer Persönlichkeit handelte, die für sie von besonderer Wichtigkeit war. Jetzt setzte die Mutter sich zu den Kindern hin und erzählte ihnen, was dem Briefe vorangegangen war: Ein alter Freund des Vaters, ein deutscher Beamter, hatte vor einiger Zeit sich schriftlich an den Vater gewandt mit der Anfrage, ob er ihm ein Haus anweisen könnte, wo ein junger Theologe, ein naher Verwandter des Beamten, für einige Zeit Aufnahme und passende Beschäf-

tigung finden könnte, da der Arzt ihm, zur Stärkung seiner Nerven, einen längeren Aufenthalt in frischer Landluft verordnet habe. Sofort hatte der Vater in Übereinstimmung mit der Mutter den Entschluß gefaßt, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und dem jungen Herrn vorzuschlagen, in sein Haus einzutreten und während dieser Zeit den Unterricht der vier Kinder zu übernehmen. Dieser war bisher ziemlich mangelhaft, teils vom Lehrer des Dorfes, teils von den stets wechselnden Vikaren des uralten Herrn Pfarrers von Waldhausen erteilt worden. Der Amtmann hatte alsbald den Vorschlag seinem Freunde mitgeteilt und von diesem die Zustimmung des jungen Theologen erhalten mit der Nachricht, dieser werde den Tag seiner Ankunft selbst anzeigen.

Das war heute geschehen, und zwar noch denselben Abend wollte der Erwartete eintreffen, worüber er sich sehr ernstlich entschuldigte, da es Sonntag war. Er kam jedoch nicht aus der Ferne her gereist, sondern war am Abend vorher in einem Pfarrhaus der Umgegend festgehalten worden, wo er einen Auftrag von Bekannten bestellt hatte.

„Also heut' Abend kommt der junge Mann", bemerkte mit einem Tone der Überlegenheit der vierzehnjährige Max, als die Mutter ihre Erzählung beendigt hatte.

„Lieber Max", sagte die Mutter erschrocken, „für dich ist das kein junger Mann, was fällt dir denn ein? Es kann überhaupt ein sehr junger Mann nicht mehr sein, denn er unterschreibt sich: ‚Dr. Delmy'."

„Jetzt ist er auf einmal ein Doktor, und gerad' vorhin war er noch ein Pfarrer, ein Theolog", warf Lex ein, „das ist doch einer, der fast Pfarrer ist."

„O, du trauriger Lex, der du glaubst, ein Mensch könne

nur dann ein Doktor sein, wenn er Pillen verschreibt und Abscesse aufschneidet", rief der ältere Bruder aus.

„Aber Max", mahnte die Mutter, „welche Art zu sprechen! Und immer so von oben herab; du weißt doch auch noch nicht alles. Sieh, Lex, Herr Delmy ist Doktor der Theologie und kein Arzt."

„Ach, Mama, wenn er doch nicht gerade heute käme", klagte Elsa, „gerade am Abend der unglücklichen abscheulichen Verse; ich habe auch den meinen noch gar nicht gemacht und kann ihn gar nicht machen, und es geniert mich furchtbar, ihn vorzulesen."

„Mich gar nicht", warf Lex ein, „und wenn dem Herrn Delmy mein Vers nicht gefällt, so kann er nur selber einen machen."

„Das kann er", bestätigte die jüngere Schwester Tilli, die meistens auf des Bruders Seite war, sowohl, wenn es galt, die zurückhaltende Elsa ein wenig herauszufordern, als auch gegen den etwas tyrannisch verfahrenden Max sich zu wehren. Mit ziemlichem Gepolter rannten die zwei Verbündeten jetzt davon, nachdem sie Papier und Bleistift so befriedigt in den Sack gesteckt, daß man sehen konnte: was damit vorgehen sollte, war besorgt. Die Mutter hatte sich auch entfernt, und nun stand auch Max von seiner Arbeit auf und drehte mit einiger Wichtigkeit seinen Stift in den silbernen Halter zurück; sichtlich war sein schönes Material für ihn beim Arbeiten keine Nebensache.

„Soll ich dir etwa zu einem Schluß deines Gedichtes verhelfen?" fragte er jetzt, zu Elsa gewandt, die, den Bleistift in der Hand, vor dem unbeschriebenen Papier saß und staunte.

„Zu einem Schluß!" erwiderte sie kläglich. „Ich habe

ja noch keinen Anfang und gar nichts, nicht einmal einen Titel; ich weiß nicht, worüber ich nur einen Vers machen soll."

„Gleich über deine Erlebnisse, siehst du, das ist leicht", versicherte Max. „Titel: Zustand eines verunglückten Dichters."

„Ach, Max, ich bin ja kein Dichter."

„Nun ja, also denn so: „Zustand einer sein sollenden Dichterin."

„Bsch, Max", sagte Elsa ängstlich, „hörst du nicht Wagenräder? Wenn es schon der fremde Herr wäre?"

Max lief ans Fenster. „Wahrhaftig! Da ist er schon! Er steigt aus. Der ist aber groß! Gewiß wie Papa, aber viel schmaler, sicher nur die Hälfte wie Papa. Er hat schwarze Haare, alle nach hinten gestrichen, beträchtliche Nase, — puff — da hat ihm Lex seinen Ball an den Kopf geworfen; der trifft immer, wenn er nicht soll. Die Mutter hat's gesehen, sie sieht gerad' aus, als ob die Welt auf der Stelle untergehen müßte. Aber der ist höflich! Jetzt küßt er der Mutter die Hand — so etwas ist noch gar nie dagewesen! Der sieht aber einmal aus wie ein wirklicher Herr, der gefällt mir."

„Ach, schweig doch, Max, es wird mir ja immer mehr angst", jammerte Elsa. „Vor diesem Herrn sollen wir nun gleich unsere Verse lesen, und jetzt geniere ich mich so, daß ich gar keinen mehr machen kann."

Jetzt nahten Stimmen und Tritte vom Hausflur her. Elsa packte Papier und Bleistift zusammen und schoß wie der Blitz ins Nebenzimmer hinein. Max lief ihr nach, denn auch ihn hatte eine Art Scheu vor dem „wirklichen" Herrn erfaßt.

Die Mutter trat mit Herrn Delmy ins Zimmer, wo sie ihn recht herzlich in ihrem Hause willkommen hieß. Dann folgten noch einmal die reichlichen Entschuldigungen für den, freilich ungewollten Empfang, den ihm ihr Sohn Lex bereitet hatte. Dann sprach sie die ernstlich gemeinten Befürchtungen aus, die ländliche, noch sehr der Kultur bedürftige Art ihrer Kinder möchte Herrn Delmy empfindlich berühren und dadurch ihm das Leben in ihrem Hause mehr eine Last, als eine Erholung werden. Herr Delmy beruhigte sie in freundlichster Weise darüber, und bald darauf saßen die Frau Amtmann und der Herr Delmy neben einander in eingehendem Gespräch und verstanden sich so gut, als wären sie langjährige Freunde. Jetzt hörte man mit raschen Schritten den Amtmann herankommen.

Er trat in das Zimmer ein, begrüßte mit Herzlichkeit den angekommenen Gast und schlug ihm gleich einen kurzen Gang durch den Garten vor, sichtlich in der Absicht, das Feld für die Zubereitungen zu der Abendmahlzeit frei zu machen.

Als nach einiger Zeit die Herren wieder eintraten, war auch schon alles bereit, und alle vier Kinder standen erwartungsvoll in einem Knäuel zusammen.

„Stellt euch einmal der Reihe nach auf", sagte der Amtmann, „so kann ich euch vorstellen. So! Nein, sagen Sie mir erst, Herr Doktor, wie wollen Sie von den Kindern genannt sein?"

„Mit meinem Namen, Delmy", war die Antwort.

„Gut! Kinder, Herr Delmy aus Schlesien will so freundlich sein, euch eine Zeit lang Unterricht zu erteilen, wenn ihr nämlich so seid, daß er es aushält mit euch. Hier, Herr Delmy: mein Sohn Max, vierzehn Jahre alt; meine Tochter Elsa, zwölf Jahre; Alexander oder Lex, elf

Jahre; Mathilde oder Tilli, zehn Jahre, jedes mit seiner eigenen Art und Unart."

Herr Delmy sagte jedem der Kinder ein freundliches Wort der Reihe nach; dann trug der Amtmann darauf an, daß man sich zu Tische setzte. Lex atmete auf, denn bis jetzt hatte er immer erwartet, Herr Delmy werde noch darauf anspielen, in welcher Weise er bereits seine Bekanntschaft eingeleitet hatte, was er nicht gern vor den Vater gebracht haben wollte. Da man sich nun zu Tische setzte und er sich in Sicherheit sah, griff er fröhlich an. Nicht so seine Schwester Elsa. Sie saß neben der Mutter und schien gar keine Freude an dem gefüllten Teller zu haben, der vor ihr stand. Leise hatte sie die Mutter schon zweimal am Ärmel gezupft, aber diese hatte keine Antwort gegeben, denn sie war sehr beschäftigt, teils mit der Bedienung, teils mit der Unterhaltung. Aber jetzt gab es eine Pause; Elsa zupfte nochmals und sah die Mutter sehr bittend an, indem sie ein Papierchen und einen Bleistift unter ihren Teller schob und leise flüsterte: „Ich weiß gewiß, gewiß keinen Schluß." Die Mutter schaute das Papierchen an und schrieb schnell ein paar Worte darauf.

Nachdem der Tisch abgedeckt war, wandte sich der Amtmann an seinen Gast: „Nun folgt der Sängerkrieg, Herr Delmy; der findet jeden ersten Sonntag im Monat statt; am zweiten wird von jedem der Kinder ein Aufsatz geliefert; am dritten wird gesungen, Solo und Chor, und am vierten werden schriftliche Fragen und Antworten geliefert, eine gute Übung in der Improvisation."

„Alles gute Übungen, Herr Amtmann", gab der Gast zurück; „nur merkwürdig, daß hier so ohne weiteres die Dichtungen geliefert werden, das gelänge nicht überall so gut."

„Der Mensch kann, was er will", entgegnete der Amtmann. „Man hat viele Anlagen und kennt sie nicht, bevor man sie anwendet; man soll alles probieren, so geht nichts verloren. Die Woche durch bin ich immer beschäftigt, nur den Sonntagabend habe ich frei, den bring' ich in der Familie zu; da muß aber die Unterhaltung einen Gewinn bringen, denn Zeit verlieren ist kein Vergnügen. Nun vorwärts, Max, angefangen!"

Die Mutter hatte mitten auf den Tisch ein Körbchen gestellt, in diesem lag ein prächtiger Apfel, in den ein weißes Messerchen gesteckt war, der Preis für das beste Gedicht.

Max räusperte sich vernehmlich, als Vorbereitung, und fing dann mit feierlicher Stimme zu lesen an:

„Abendempfindung.

Die Sonne sinkt und der Abend siegt,
Der Nachttau rauscht und der Glühwurm fliegt;
Aus dem lauen Teich blickt der Frosch hervor
Und hebt in die Kühle sein grünes Ohr.
Es legt sich der Stier und brüllt nach Raub,
Heuschreckenrudel durchrauschen das Laub;
Nun suchen die Menschen des Lagers Ruh'
Und machen die Augen und die Thüre zu."

„Hm, das Gedicht hat einige Sonderbarkeiten", bemerkte der Vater, „es spricht aber entschieden von poetischen Anlagen. Nun weiter."

Elsa begann leise und schüchtern:

„Eine Klage.

Ich will gern Röcke schneiden
Und viele Menschen kleiden
Und auch noch andre Dinge leiden.

Von allen Sachen
Will ich am wenigsten gern
Lieder machen."

„Es ist richtig, Elsa weiß etwas Besseres zu thun, als Lieder zu machen; darum kann sie so sagen", erklärte der Vater. „Jetzt weiter!"

„Lex erhob seine Stimme und las mit großer Deutlichkeit:

„Gesetz beim Eierlegen."

„Vielversprechender Titel", bemerkte der Amtmann.

Lex fuhr fort:

„Legt ein Huhn ein Ei für euch,
Müßt ihr es nicht stören;
Ist es fertig, wißt ihr's gleich,
Denn man kann es hören."

„Nun, Tilli, was bringst du uns noch?" fragte der Vater.

Das eifrige Tilli hielt sich schon bereit und las sofort:

„Die vier Jahreszeiten.

Im Frühling ist's schön, denn da schmilzt schon der Reif;
Im Sommer ist's schöner, wenn die Kirschen sind reif;
Im Herbst ist's am schönsten, da giebt's Birnen so süß;
Im Winter kann man schlitten, doch friert man an die Füß'."

„So, da wären wir zu Ende", sagte der Amtmann. „Nun handelt es sich darum, den Preis mit Gerechtigkeit zu erteilen. Ein paar Sonderbarkeiten abgerechnet, wäre doch die ‚Abendempfindung' von Max gar nicht übel. Was sagen Sie dazu, Herr Delmy?"

„Max muß wohl stark unter dem Eindruck des Gelesenen stehen", entgegnete lächelnd Herr Delmy; „wenn

wir die paar Sonderbarkeiten seiner Poesie wegräumen und eine kleine Änderung vornehmen, so, muß ich befürchten, kommt ein ziemlich bekanntes Gedicht von Freiligrath heraus."

„Nun, Max, was sagst du dazu?" fragte der Vater.

„O ja, das ist schon möglich, daß ich vielleicht so etwas gelesen habe; wenn da etwas Ähnliches ertönt, so ist mein gutes Gedächtnis daran schuld", erklärte Max in ziemlich unbefangener Weise.

„Da könnte dein gutes Gedächtnis dir vielleicht auch dazu verhelfen, daß du unterscheidest, was du einem anderen nimmst und was du selbst machst", sagte der Vater; „du kriegst diesmal den Preis nicht, das ist sicher. Was meinen Sie, Herr Delmy, und was meint die Mama, wenn wir heut' unserem Landwirt, dem Lex, den Preis zuerkennen würden? Sein Produkt ist doch wohl selbst gemacht?"

Die Befragten waren beide einverstanden, daß diese Poesie Original sei und daß sie den Preis erhalten solle. Lex nahm sein Messer beim Vater mit Befriedigung in Empfang; doch machte er gleich eine prüfende Bewegung an der Schneide, ob sie auch scharf und ein richtiges Werkzeug sei; denn Lex war praktisch und sah sich alles auf den Nutzen an. Es mußte aber gut stehen um den eroberten Preis, denn Lex steckte ihn sehr erfreut in seine Tasche.

Als Herr Delmy sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte und auch die Kinder verschwunden waren, blieben der Vater und die Mutter noch eine Weile allein in der Stube.

„Ich glaube, wir haben den rechten Mann im Haus", sagte der Amtmann zu seiner Frau.

„Das glaube ich auch", erwiderte diese.

„Der ist dem Max gewachsen", fuhr der Amtmann

fort, „diesem hochmütigen Bürschchen, das jeden Tag seinen Kopf einen halben Schuh höher trägt; auch hat der Mann eine Art und Weise, die dem massiven Lex zu einiger Verfeinerung verhelfen und das verwilderte Tilli etwas zähmen wird, das wirst du sehen! Dabei sieht er eigentlich so aus, als könnte er keiner Fliege etwas zuleid thun."

„Noch besser sieht er aus", entgegnete die Frau Amtmann, „so, als könnte er sogar einer Fliege etwas zulieb thun."

„Nu, meinetwegen", schloß ihr Mann, indem er sich anschickte, die Stube zu verlassen. „Ich sage nur so viel: das ist mein Mann."

„Und der meine auch", setzte die Frau hinzu, indem sie ihm folgte.

Kapitel II.

Was in Waldhausen gedeihen sollte.

Der Amtmann hatte drei große Unternehmungen vor, die ihm viel Zeit und Mühe kosteten und die ihm schon darum sehr am Herzen lagen und seine Gedanken lebhaft beschäftigten. Die erste war zwar nun ausgeführt, aber sie wollte nicht recht gedeihen. Diese war das schöne, geräumige Krankenhaus, das für Waldhausen längst ein dringendes Bedürfnis war und das der Amtmann auf seinem eigenen Gute, mit großen Beiträgen von seiner Seite, hatte herstellen helfen. Nun es dastand und alle Vorteile einer guten Verpflegung bot, wollten die Kranken nicht hinein, denn

in Waldhausen herrschte die Ansicht, aus einem öffentlichen Krankenhause käme keiner wieder heraus, ohne daß man ihm wenigstens ein Bein oder einen Arm abgenommen habe, nur damit der Doktor etwas probieren könne.

So lag mancher lieber in einem luftlosen Loch, ohne Pflege und rechte Hilfe, als daß er sich solchen Gefahren aussetzen wollte. Nur ein paar ganz alte Frauen, nach denen niemand mehr sehen wollte, wurden hingeschickt und ein paar kleine Kinder, die zu viel zu thun gaben daheim, und die befanden sich alle gut dabei.

Aber dem Amtmann war die Sache ärgerlich, denn er wollte, daß seine großen Anstrengungen in weiteren Kreisen nützen, und besonders, daß sie den vielen Kranken des Dorfes zugute kommen sollten; aber je lauter und eifriger er den Leuten zuredete, sie sollten doch Verstand annehmen und ihre Kranken die Wohlthat eines solchen Hauses genießen lassen, desto weniger wollten diese hinein, denn sie dachten, der Amtmann stecke sicher mit dem Doktor unter einer Decke. Es half auch nichts, daß die Leute sehen konnten, wie die Elsa jeden Tag einmal nach dem Krankenhaus ging und den alten Frauen manchen guten Bissen in ihrem Körbchen brachte und sich zu ihnen hinsetzte und ihnen schöne Geschichten vorlas; die Leute dachten nur, das sei, um die Kranken anzulocken, und so kam doch niemand, als nur die Allerunwertesten und Verlassenen.

Bei dem Vater war die Elsa sehr hoch gestiegen, seit sie ihre Thätigkeit im Krankenhaus begonnen hatte; er hoffte auch immer, diese werde am ehesten die Leute eines besseren belehren und die mühsam errichtete Sache zur Anerkennung bringen.

Je mehr nun diese unerfreuliche Erfahrung den Amt-

mann ärgerte und aufbrachte, desto eifriger verlegte er sich auf sein zweites Unternehmen, das ihm täglich mehr Befriedigung gewährte. Er hatte seinen Garten ganz neu angelegt und da eine Menge junger Obstbäume gepflanzt, die nun zum erstenmal in Blüte standen und eine herrliche Ernte verhießen. Am schönsten hatten die Aprikosen am sonnigen Spalier geblüht, seine besonderen Lieblinge, die er als ganz ausgezeichnete Frucht kannte und von fernher hatte kommen lassen. Eben war die Zeit der Blüte vorüber, und täglich konnte man sehen, wie die angesetzten Früchte einen kleinen Schritt weiter in ihrem Wachstum thaten, den der Amtmann denn auch jeden Morgen mit größter Teilnahme untersuchte und verfolgte. Auch wurden nun zum erstenmal die neuen Beete alle besät und bepflanzt, und so lief der Amtmann mit seinem Gärtner Joseph oft den ganzen Morgen lang hin und her und wurde nicht müde, zu ordnen und zu befehlen, auch mit eigener Hand zu schaufeln und zu hacken, wo er es nötig fand.

Sein drittes Unternehmen war von anderer Art und wurde damit eingeleitet, daß der Amtmann in allen Zeitungsblättern nachsuchte, wo etwa ein junger Pfarrer auftauchte, oder wo ein älterer seine bisherige Stelle verließ. Zuweilen machte er dann seine Frau auf irgendeinen darauf bezüglichen Artikel aufmerksam und las ihn vor; aber gewöhnlich bemerkte die Frau Amtmann darauf: „Das ist nichts; ich glaube auch nicht, daß du auf diesem Wege finden wirst, was du suchst."

Dann sagte der Amtmann: „Das wird sich zeigen."

Was er suchte, war ein Pfarrer. Der Amtmann wünschte seinen Sohn Max noch einige Jahre zuhauf' zu behalten, bevor er ihn nach der Stadt zum Besuch der höheren

Schulen versetzen mußte. Seit einem Jahre hatte Max Unterricht im Latein von den Pfarrgehilfen erhalten; da diese aber einem häufigen Wechsel unterworfen waren, hatte er wohl mannigfache Lehrmethoden kennen gelernt, aber wenig Latein im Kopf. Auch den jüngeren Geschwistern erteilten die vikarisierenden Herren in mehreren Fächern Privatstunden; aber der wechselvolle Unterricht war für die Schüler, vornehmlich für das wenig lernbegierige Tilli, mehr kurzweilig als heilsam. Der alte Herr Pfarrer hatte nun dem Amtmann vor einiger Zeit vertraut, er sei gesonnen, Waldhausen auf den kommenden Winter zu verlassen, und seither war der Vater beständig darauf bedacht, den rechten Mann zu finden, der ihm ebenso sehr als Lehrer seiner Kinder, wie auch als Seelsorger der Gemeinde erwünscht sein könnte.

Nicht weniger eifrig als der Amtmann sah seine Frau sich nach einem geeigneten Geistlichen um, nur that sie es nicht in den Blättern, sondern anderweitig. Dabei hatte sie noch ihre besonderen Wünsche im Herzen, für die Gemeinde wie für die Kinder, und sagte öfter Nein als Ja, wenn der Amtmann diesen oder jenen Namen vorschlug.

Herr Delmy hatte seinen Unterricht mit den Kindern begonnen, und allseitig herrschte große Befriedigung dabei. Den Max behandelte Herr Delmy ganz als jungen Herrn mit der größten Höflichkeit und so, als verstände es sich von selbst, daß Max der fertige Kavalier und Edelmann sei, für den er von jeher gehalten sein wollte. Das gefiel dem Max überaus wohl und weckte einen neuen Eifer für sein Latein in ihm, denn er wollte nicht ungeschickt vor Herrn Delmy dastehen. Die drei Jüngeren hatten ihre Unterrichtsstunden gemeinsam, und Lex und Tilli mußten

noch je des Morgens von 8—10 Uhr in der Schule zu Waldhausen verweilen, wo sie neben mehreren nützlichen Dingen auch allerhand andere lernten, denn da waren sehr viele Kinder von allen Orten bei einander. Das Tilli hatte sich aus diesem Kreise eine Freundin erwählt, gegen welche die Mutter und der Vater sehr eingenommen waren, denn sie hatte das Aussehen einer kleinen Wilden. Auch der Gärtner Joseph teilte diese Abgeneigtheit und richtete gegen die kleine Wilde seine heftigsten Zornesausbrüche, welche aber nie angehört wurden, denn wenn sie begannen, war das Kind schon über das frisch besäte Gartenbeet weggesprungen und nicht mehr zu sehen. Überhaupt war, so zu sagen, ganz Waldhausen, vornehmlich alle Besitzenden und alle, die einen Besitz zu hüten hatten, in stetem Zorn und Ärger über dieses Wesen ohne Gesetz und Regel. Das war begreiflich; denn, waren von einem vielverheißenden Apfelbaum die schönen Früchte unreif herabgeschüttelt, war ein ganzer Strich junger Rüben im Feld ausgerissen, waren alle Ähren zerstampft worden, wo die schönen, roten Kornblumen standen, — immer und überall, wo etwas ausgerissen, zerbrochen, zerstampft, zerrüttet war, da hieß es: „Das hat das Gatti gethan!" „Das ist wieder das abscheuliche Gatti!" Manchmal war es auch das Gatti, das die Unthat verübt hatte, manchmal auch nicht, aber es hatte einmal den Namen, und so mußte es für alles herhalten.

Das Gatti war wirklich ein verwildertes Kind. Sein Taufname war eigentlich Katharina; in der Gegend von Waldhausen war aber dieser Name durch einen nicht mehr nachzuweisenden Übergang zu „Gattung" geworden und trat bei Kindern meistens als „Gatti" auf. Seine Mutter hatte das Kind so früh verloren, daß es sich ihrer gar nicht

erinnerte; seit seinen frühesten Gedanken lebte es bei einer alten Base, die nichts mehr hörte und fast nichts mehr sah, und die über das Gatti gar keine Gewalt hatte. Sein Vater war der Kesselflicker, der nie zuhauf' war, sondern immer auf allen Wegen herumzog mit seinen Kesseln und Pfannen auf dem Rücken; und so that denn auch das Gatti, zwar ohne Pfannen, aber immer fuhr es auf allen Straßen und Wegen umher und hatte im Sinn, etwas Ungeheuerliches auszuführen, oder hatte das soeben gethan. Diese Freundin hatte sich das Tilli gewählt und hing mit großer Vorliebe an ihr, trotz der öfteren Mißbilligung dieses Wesens von Seiten der Eltern, trotz des lauten Hohnes von Seiten des Bruders Max, trotz der stillen Abneigung der Schwester Elsa gegen diese meistens in Fetzen und mit fliegenden Haaren umherhüpfende Freundin. Das alles machte das Tilli nicht wankend in seiner Neigung, denn die Freundin Gatti hatte zwei Eigenschaften, die für das Tilli eine ungewöhnliche Anziehungskraft besaßen.

Einmal hatte das Kind eine schöne, klare Stimme und einen unerschöpflichen Vorrat von wundersamen und merkwürdigen Volksgesängen; diese sang es willig und fröhlich jeden Augenblick, wo es ging und stand, einen nach dem anderen, so lange das Tilli nur wollte. Dann führte Gatti täglich vor Tillis Augen Dinge aus, die dieser als der Gipfel alles Wünschbaren erschienen, die ihr selbst aber auszuführen nicht gestattet waren. So fand das Tilli eine große Befriedigung darin, wenn es wenigstens zusehen konnte, wie die ihm selbst untersagten Thaten von der Freundin so vortrefflich ausgeführt wurden. Wie ein Eichhörnchen erkletterte das Gatti ohne Mühe die höchsten Kirschbäume und holte sich die roten Kirschen herunter, wiegte

sich auch, hoch oben auf den Ästen sitzend, hin und her wie ein Vogel, denn es kannte keine Furcht. Kamen die Freundinnen auf ihren Streifzügen an einen vollen, klaren Waldbach, gleich warf das Gatti seine Schuhe weg — Strümpfe hatte es —, keine schürzte sein Röcklein und wanderte in den Bach hinein. Kam es dann wieder heraus, so hielt es mit jeder Hand den harten Schalenrücken eines erstaunlich zappelnden Krebses fest; denn im Fangen von allerlei Tieren war das Gatti besonders geschickt. Im Springen war es unerreichbar, und sprang es von noch so hohen Mauern herunter, stets kam es auf seine Füße, wie eine kleine Katze, und rannte fröhlich davon, wo ein anderes von dem hohen Sprung her gewiß längere Zeit hätte hinken müssen, wenn es nicht gar das Bein gebrochen hätte.

Diese, von Tillis Familie vielfach angefochtene Freundin fand sich alle Tage ganz unerschrocken wenigstens viermal beim Hause des Amtmanns ein, um, nach Abrede, Tilli zu einem Unternehmen abzuholen, oder auch, um sich zur Ausfahrt einzufinden, welche bei schönem Wetter fast täglich einmal von Max angeordnet wurde. Da hatte das Gatti als Postroß mitzuwirken, als zweites stand Lex neben ihm an der Stange. Postillon war Max, der sich entweder auf den Bock setzte, oder mit seiner Peitsche treibend nebenher lief. Der Passagier war das Tilli, das ganz allein drinnen im Wagen saß und scheinbar das bequemste Los hatte. Im Anfang der Fahrt war es auch so, dann änderte es sich aber gegen das Ende hin. Max fuhr nämlich mit Vorliebe erst eine steile Anhöhe hinan, um so recht mit Treiben und Peitschenknallen die beschwerlichen Postreisen durchzumachen und dann auf der anderen Seite die Postkutsche im hellen Galopp ins Thal hinabrollen zu lassen. Dabei er-

eignete sich dann gewöhnlich, daß die beiden Pferde den Wagen nicht mehr zu halten vermochten und nach rechts und links von der Stange wegsprangen; der Postillon rannte auch auf die Seite und der Wagen schoß in fürchterlicher Schnelligkeit den Berg hinunter, warf irgendwo um, und das Tilli flog ins Gras hinaus. Wunderbarerweise stand es immer mit ungebrochenen Gliedern wieder auf und die Postfahrt wurde meistens fortgesetzt. Immer wieder wurde auch Elsa eingeladen, oder aufgefordert, als zweiter Passagier den Postwagen zu besteigen, aber sie wollte nichts davon wissen, wie schön es ihr auch der Max darstellte und wie sehr auch Lex höhnte, sie fürchte sich vor allem und es wäre viel besser für sie, wenn ihr ein Schneckenhaus auf den Rücken gewachsen wäre, daß sie gleich hineinkriechen könnte, wenn einer sie erschrecken wollte.

Wurde eine Postfahrt nach dem höchsten Punkte des Berges in Aussicht genommen, was an besonderen Tagen geschah, dann mußte Vorspann genommen werden, denn das war eine mühsame Fahrt.

Es war aber nicht schwer, diesen Vorspann zu finden, denn der stand immer irgendwo in der Nähe, des Winkes gewärtig, in der Gestalt eines ziemlich verwahrlost aussehenden Buben. Dieser mußte offenbar wenig zu thun haben, denn um die Abendzeit konnte er stundenlang um des Amtmanns Haus herumstehen, wo er mit Verlangen einem Rufe an die Postkutsche entgegensah. Das hatte seinen guten Grund: bei den Postfahrten nämlich erhielten die angestrengten Pferde gutes Futter auf den Stationen; denn den Futterkasten vor der Abreise zu füllen, vergaß man nie, der war immer fest mit Äpfeln, Brot, auch etwa Kuchen und Schokolade bepackt, je nach den Spenden

der Mutter. Der stets zum Vorspann bereite Junge wurde der Feldmauser-Michel genannt, indem der Beruf seines Vaters war, den Bauern die Mäuse aus den Feldern zu fangen und zu vertilgen. Der Feldmauser-Michel war ein sehr vernachlässigter Bube, der etwas ganz Verstocktes in seinem Wesen hatte und that, als ob er gar nicht reden könne, ein Bube, mit dem man durchaus keine Freundschaft schließen konnte. Da er aber immer bei der Hand war und nach der Anstellung trachtete, so ließ man ihm die Stelle als Vorspann. Diese anstrengenden Reisen waren aber sehr selten, und so kam die Gesellschaft des Amthauses mit dem Feldmauser-Michel eigentlich wenig in Berührung.

Während diese Fahrten stattfanden, wanderte Elsa gewöhnlich mit ihrem Körbchen am Arm nach dem Krankenhaus hinunter. Wenn dann die alten Frauen sie gewahr wurden, da richteten sich alle vor Freuden auf in ihren Betten, und jede wollte gern zuerst die Elsa an ihrem Bett haben, und alle waren so froh und dankbar, wenn sie nun zu ihnen saß und ihnen etwas erzählte. Wenn dann am Ende alle so herzlich baten, daß sie doch morgen wieder komme, da war Elsa ganz glücklich und kam mit einem so frohen Gesicht nachhause, als käme sie von einem Feste; denn daß sie die Macht hatte, den armen Alten eine frohe Stunde zu bereiten, die sonst so wenig Freude mehr hatten, das that der Elsa so wohl, daß sie diese Gänge nach dem Krankenhause für gar keine andere Freude getauscht hätte.

Es war nur eine der alten Frauen, vor der sich Elsa immer ein wenig fürchtete, denn sie sagte fast nie etwas und schaute Elsa nur so von der Seite an, wenn sie kam, und nicht mit freundlichen Augen; oder sie kehrte sich gleich gegen die Wand um und that, als sehe und höre sie nichts,

auch wenn ihr Elsa beim Fortgehen noch die Hand bieten wollte. Das that dem Kinde sehr leid, und oftmals klagte es der Mutter seinen Kummer; aber diese tröstete die Elsa darüber und sagte ihr, sie solle immer ganz gleich freundlich gegen die alte Frau sein, so, als merke sie ihre Unfreundlichkeit gar nicht, am Ende werde sie vielleicht doch auch noch freundlich und froh werden, wie die anderen.

Diese Frau war des Feldmauser-Michels Großmutter, die ein hartes Leben hinter sich hatte. Sie war immer als eine böse, alte Frau bekannt gewesen, aber wer sie lange gekannt hatte, der sagte, es sei ihr auch bös genug gegangen und sie habe wenige gute Tage in ihrem Leben gehabt. Nun sei sie verbittert und denke wohl, der liebe Gott habe sie allein vergessen auf der Welt.

Elsa that dann immer im Krankenhaus, wie ihr die Mutter sagte, aber die alte Feldmauserin blieb dieselbe und gab ihr kein gutes Wort, so daß Elsa oft betrübt von ihrer Seite aufstand, wo sie sich gesetzt hatte, und traurig fortgegangen wäre, hätten nicht gleich die anderen drei oder vier Alten sie wieder gerufen und sie immer noch festhalten wollen und ihr gezeigt, wie lieb sie ihnen war und wie froh sie über ihr Kommen und ihr Bleiben waren.

In den Augen des Vaters stieg auch die Elsa jeden Tag ein wenig mehr, und zu öfteren Malen sagte er am Abend zur Mutter: „Die Elsa ist doch das einzige unserer Kinder, das nicht vom Boden auf umgeschaufelt werden muß, wenn noch etwas Gutes daraus werden soll. Der Herr Delmy wird noch seufzen über seiner Arbeit."

Dann antwortete die Mutter: „Gar so schrecklich sind sie denn doch nicht, und der Herr Delmy ist ihnen gewachsen."

Kapitel III.

Ein neuer Patient.

„Nun sind schon gleich vier Wochen vorbei, seit Herr Delmy bei uns angekommen ist, und noch ist nicht eine Klage gegen die Kinder eingelaufen von seiner Seite", sagte eines Morgens der Amtmann zu seiner Frau; „ich begreife gar nicht, wie das zugeht. Erinnere dich nur, wie da jede Woche ein Register einlief über die Überhebungen des Max, die Grobheit des Lex und all den mannigfachen Unfug der Tilli, und jetzt? Heute früh, wie ich ihm begegne mit seinem Haufen Bücher unter dem Arm, sag' ich: ‚Nun, Herr Delmy, keine Klage gegen das junge Volk?' — ‚Im geringsten nicht', antwortete er mir; ‚im Gegenteil, mit jedem Tag gewinne ich die Kinder mehr lieb.' Was sagst du dazu?"

„Ich sagte dir ja, daß Herr Delmy mit den Kindern fertig würde", antwortete die Frau Amtmann mit vergnügtem Lächeln. „Ich sehe auch mit großer Befriedigung, daß Max jetzt viel mehr Zeit auf seine lateinischen Arbeiten verwendet als je früher; es ist ihm daran gelegen, sie recht zu machen!"

„Merkwürdig!" sagte der Amtmann, indem er seinen Hut ergriff und das Zimmer verließ.

Jetzt kam Lex hereingerannt, sichtlich in Aufregung, denn er schnaubte völlig.

„Ich will dir nur sagen, Mama", stieß er schon unter der Thür heraus, „daß Herr Delmy furchtbar ungerecht ist, der ungerechteste Mann, den ich je gesehen habe auf der Erde."

„So sollst du nicht sprechen, Lex", sagte die Mutter bestimmt; „Herr Delmy ist dein Lehrer und dazu ein ganz vortrefflicher Mann; wenn er dich bestraft hat, so hast du es jedenfalls verdient."

„Er hat mich nicht bestraft", rief Lex, immer noch in großer Aufregung, „aber das ist doch ungerecht, und weil es so furchtbar ungerecht ist, macht es mich böse. Siehst du, Mama, wenn ich dem Feldmauser-Michel nur zurufe: ‚Komm einmal her, du alter Karrengaul!' dann hebt Herr Delmy gleich so drohend den Finger in die Höhe und sagt mit ganz strengem Ton: ‚Lex! Lex! Laß mich das nicht wieder hören!' Und wenn ich dann sage: ‚Ja, der Max sagt ihm noch ganz anderes', meinst du, er hebe dann auch den Finger in die Höh' und sage so strafend: ‚Max! Max?' Gar nicht! Kein Wort sagt er zu ihm, er sieht ihn nur an und thut, wie wenn das nicht möglich wäre; und der Max ist kein Erzengel, aber der Herr Delmy meint, er sei einer."

Unterdessen waren die anderen Geschwister auch eingetreten, und Max, der eine Ahnung davon hatte, was Lex der Mutter vorgebracht haben mochte, fragte gleich: „Lex, hast du Herrn Delmy verklagt?"

„Was wahr ist, habe ich gesagt; Herr Delmy ist ungerecht", sagte Lex trotzig.

„Das ist er nicht", gab Max zurück; „er ist immer gerecht und dazu immer freundlich und dann noch so höflich, daß man's gerad' auch wird, und es giebt gar nichts, das man gegen ihn sagen kann, wenn man nicht ein Querkopf ist. Ist das nicht wahr, Elsa?"

„Ja, ja, es ist wahr", stimmte Elsa unbedingt ein, denn noch nie in ihrem Leben hatte Elsa eine so zarte Behandlung von einem Manne, weder in der Erziehung, noch

im Unterricht erfahren, und dafür war sie sehr empfindlich. Elsa hatte sich bis jetzt vor allen Männern ohne Ausnahme gefürchtet, aber vor Herrn Delmy fürchtete sie sich nicht.

„Ist es wahr, Tilli?" frug Max weiter.

Das Tilli hatte einen kleinen Kampf zu bestehen, denn es war gewohnt, in allen Dingen zu Lex zu halten, und jetzt sollte es gegen ihn stimmen. Aber um wen handelte es sich auch jetzt!

Was hatte das Tilli bisher öfter für schwierige Augenblicke während der Unterrichtsstunden erlebt! Lebendig stieg in ihm die Erinnerung an seine hilflose Lage auf, wenn es früher beim Zeichenunterricht die häufig gefehlten Striche mit solcher Hast und Kraftanstrengung ausmerzte, daß schließlich nur noch der weiße Rand als Papier geblieben war, der innere Raum aber, wo die Zeichnung stehen sollte, sich in ein großes Loch verwandelt hatte, so daß sich das Tilli in der größten Verlegenheit befand, wohin nun die Zeichnung kommen sollte. Auch mußte es der schweren Augenblicke gedenken, da es zu öfteren Malen, mitten in einer großen Stille, die zur Lösung irgendeiner wissenschaftlichen Frage benutzt werden sollte, in ein plötzliches Gelächter ausbrach, welches der Lehrer häufig als persönliche Beleidigung auffaßte, obschon es bei dem Tilli nur die Erinnerung an ein Lied war, das Gatti am Tag vorher gesungen hatte; wie dann der Lehrer meistens sagte: „Noch einen Laut, Tilli, und du bist vor der Thür"; wie der Laut regelmäßig hervorbrach und es gleich darauf vor der Thüre stand. Wie anders war es jetzt! Fing das Tilli seine Verwüstungen an, — gleich lag Herrn Delmys Hand auf seiner Schulter, und ganz freundlich sagte er: „Nicht so, Tilli, nicht so!" Dann setzte er sich zu ihm hin, und nach wenigen Strichen

kam alles in Ordnung. Brach das Tilli einmal in sein unerwartetes Gelächter aus, — gleich legte Herr Delmy sein Buch aus der Hand und sagte ganz sanftmütig: „Wir müssen warten, bis Tilli fertig gelacht hat, sie kann sonst nicht folgen.“ Dabei sah er aber das Tilli so an, als ob es ihm ein Leid anthäte, und augenblicklich verlor es auch die Lust zum Lachen und war ganz still, und nachher lachte es auch so bald nicht wieder während der Unterrichtsstunden.

Das Tilli hatte auch eine solche Liebe zu Herrn Delmy gefaßt, daß es durch Feuer und Wasser für ihn gegangen wäre, und so ging es denn nicht anders, es mußte auch für ihn zeugen, wenn es auch gegen Lex war, und ganz laut und bestimmt sagte das Tilli nach einigen Augenblicken: „Ja, das ist gewiß wahr.“

Lex war überstimmt. Brummend ging er zur Thür hinaus und wollte eben zur Erleichterung seines Gemüts seinen großen Ball mit aller Wucht gegen das nahe Scheunenthor werfen, als er zur rechten Zeit noch den Vater erblickte, der eben um die Ecke bog und im Sturmschritt herankam. Hinter ihm her lief eine Frau, die hatte ein rotes Tuch um und einen Hut mit einem blauen Kornblumenkranz auf dem Kopf; das hing aber alles ganz sonderbar an ihr herum, und dazu machte sie mit beiden Händen und Armen immerfort die lebhaftesten Gebärden und rief ohne Aufhören: „Sein Sie so gut, Herr, sein Sie so gut!“

Jetzt vergaß Lex, daß er eigentlich bös war auf die Geschwister, weil sie ihn überstimmt hatten; er rannte zurück und riß die Stubenthür weit auf: „Kommt! — Kommt!“ rief er hinein. „Schnell, es giebt etwas Lustiges!“ Dann rannte er zurück und die drei anderen hinter ihm her. Eben kamen sie unter der offenen Hausthür an, als der

Vater zu der mit Händen und Armen in der Luft herumfechtenden Frau sagte: „Sie haben es gehört, ich kann nicht und ich thu' es nicht. Und nun nehmen Sie Vernunft an und machen Sie keinen solchen Lärm und Spektakel!"

Damit kam er immer schneller zum Haus heran, so als wäre er auf der Flucht, und die Frau kam immer schneller hinter ihm drein. Nun rannte er die steinernen Stufen hinauf ins Haus hinein und gleich auf die Stube los, dann warf er die Thür hinter sich zu.

Die Frau war bei den Kindern angekommen; sie stürzte sich gleich auf die Elsa, nahm sie bei den Händen, küßte ihr diese unaufhörlich und rief immerzu: „O, kleines Madamchen, sein Sie so gut! Sein Sie so gut! Sagen Sie es dem Herrn Papa, sein Sie so gut!"

Drinnen im Zimmer war der Amtmann mit großen Schritten hin- und hergegangen, denn er war sehr aufgeregt worden von dem beharrlichen Wesen der Fremden, und erst nach längerer Zeit antwortete er auf die wiederholten Fragen seiner Frau.

„Es handelt sich um eine Kranke", erklärte er endlich; „es sind herumziehende Musikanten unten im Wirtshaus angekommen, die müssen eine Kranke bei sich haben. Da schickt mir nun der Wirt eine Frau über den Hals, die ist wie eine Klette, man wird sie gar nicht mehr los. Sie will die Erlaubnis von mir haben, ihre Kranke in unser Krankenhaus bringen zu dürfen, und die gebe ich nicht, durchaus nicht; das fehlte noch, daß man solches Vagabundenvolk aufnähme, da gingen mir unsere Leute gar nicht mehr hinein, nicht einer."

Jetzt kam Lex wieder hereingestürmt.

„Mama", rief er dringend, „komm doch nur heraus und sieh!"

Wie der Blitz schoß er wieder fort. Die Mutter folgte dem Ruf. Draußen stand noch die Frau im roten Shawl und flehte immerwährend mit lauter Stimme: „Sein Sie so gut!" An den Stufen des Hauses stand ein großer, bärtiger Mann, der hatte wohl als das Wirksamste erachtet, die Kranke gleich selbst mitzubringen, denn auf seinem Arm trug er ein todblasses Kind, das ganz müde seinen Kopf auf der Schulter des Mannes liegen ließ und kaum die Augen öffnete. Die langen, schwarzen Wimpern und die dichten, dunklen Haare, die ihm in die Stirn hineinfielen, ließen das schmale Gesichtchen noch blasser erscheinen. Das Kind sah so zart und schmächtig aus, daß es der Frau Amtmann zu Herzen ging, es so herumgeschleppt zu sehen. Sie hörte von den Leuten, daß sie aus dem Mailändischen seien, daß das Kind nicht ihnen gehöre, sondern, daß sie es von einem guten Bekannten in Oberitalien übernommen hätten für die Reise, weil es schön sang und sie es gut brauchen konnten. Nun aber sei es ihnen krank geworden und sie müßten es irgendwo unterbringen, denn es könne nicht weiter. Nun hatte ihnen der Wirt im Dorf gesagt, es sei ein schönes Krankenhaus da und Platz darin, aber der Herr Amtmann müsse die Erlaubnis geben, sonst dürften sie es nicht hinbringen.

„O, Mama", bat jetzt Elsa, „sag es doch Papa, daß er es erlauben soll; sieh nur, wie bleich das Kind ist!"

Nun stimmten die anderen drei auch ein und drängten die Mutter, daß sie die Erlaubnis hole, denn der Anblick des kranken Kindes ging ihnen allen sehr zu Herzen. Die Mutter hatte auch gleich beim ersten Blick auf das Kind beschlossen, sich seiner anzunehmen; sie ging nun nach dem Zimmer zurück.

„Die Kranke ist draußen", sagte sie zu dem auf- und niederschreitenden Amtmann; „es ist ein Kind, gegen das wir nicht hart sein dürfen, komm aber nur selbst heraus und sieh es an, so wirst du es sicher nicht fortschicken."

„Bah! bah!" brummte der Amtmann, „herumziehendes Volk! Ich thu's einmal nicht!"

„Das Kind kann nicht weiter, es ist zu matt und krank; es war wohl ein viel zu zartes Kind zu solchem Herumziehen. Aber es nur so auf der Straße umkommen lassen, das können wir nicht, das darf nicht sein; wenn es keine Möglichkeit ist, es ins Krankenhaus aufzunehmen, so will ich mich sonst umsehen; jemand wird es aufnehmen, wenn ich für alles einstehe."

Der Amtmann hatte immer größere Schritte genommen, während seine Frau so sprach; jetzt trat er in aller Aufregung vor sie hin: „Wenn du denn durchaus dieses Krankenhaus von Grund aus ruinieren willst, so magst du's thun, aber auf deine Verantwortung hin, willst du das?"

„Ja, gewiß will ich diese Verantwortung gern tragen", entgegnete die Mutter ruhig; „eine Wohlthat an einem verlassenen Kinde zu thun, kann nicht so schlimme Folgen haben. Thu mir nur den Gefallen und komm selbst heraus und sieh dir das Kind an."

Der Amtmann folgte jetzt wirklich seiner Frau. Draußen warf er erst einen Blick auf das Kind, dann wandte er sich an den Mann: „Ist das Kind Euer?"

„Nein, Herr, nein, seit einem halben Jahr ist es bei uns", antwortete dieser ehrerbietig.

„Habt Ihr's etwa irgendwo mitgenommen, oder so etwas?" fragte der Amtmann und schaute den Alten scharf an.

„Nein, Herr, nein, nein, solche Leute sind wir nicht",

entgegnete der Alte treuherzig; „aber sie kann selbst reden und sagen, wie es ist, sie ist jetzt nur zu matt."

Kommt mit mir", sagte der Amtmann und schritt voran, den schmalen Wiesenweg hinunter, der zum Krankenhaus führte. Der Mann folgte sogleich nach; die Frau küßte erst alle Hände, deren sie habhaft werden konnte, und machte eine Menge von Danksagungen, verständliche und unverständliche, dann lief sie ihrem Manne nach.

Die Pflegerin im Krankenhause mußte sich sehr verwundern, als sie sah, daß der Herr Amtmann selbst eine Kranke daher brachte; sie dachte, an der müsse ihm besonders gelegen sein. So kam sie schnell entgegen und legte das Kind in einen Sessel. Es mochte so von Tillis Größe sein, oder noch etwas größer; aber gewiß schon in gesunden Tagen war es lang nicht so kräftig gewesen, wie die rundarmige Tilli, und jetzt sah es so schmal und mager aus, daß man es fast durchsichtig nennen konnte. Einen Augenblick hatte das Kind die Augen aufgemacht, als man es in den Sessel setzte, aber gleich wieder geschlossen, und nun lag es regungslos, das bleiche Gesichtchen an das Polster geschmiegt.

Der Amtmann sagte mitleidig: „Pflegt das Kind nur recht, es ist ja zum Umblasen."

„Ja, ja, gewiß, Herr Amtmann, natürlich, warum denn nicht!" versicherte die Pflegerin, indem sie den Herrn noch hinaus bis an die Hausthür geleitete. Er ging dann mit dem Mann und seiner Frau dem Wirtshaus zu, denn er wollte noch einiges über die Umstände der Leute wissen. —

Im Hause des Amtmanns ging es heut' durchweg etwas aufgeregt zu. Kaum war der Vater mit der Kranken verschwunden, so erschien das Gatti an der Hausecke und hielt

mit siegreicher Miene zwei große, zappelnde Krebse in die Höhe. Augenblicklich rannten Lex und Tilli ihm entgegen, und dann zogen alle drei mit großen Schritten dem nahen Brunnen zu, wo sie ein wichtiges Unternehmen auszuführen hatten. In dem kleinen Brunnentrog, in den das Wasser vom großen abfloß, wenn dieser zu voll war, und der ihnen immer als ihr Privattrog erschienen war, auf dem sie ihre Schiffe segeln ließen und andere Experimente machten, sollte jetzt eine Krebszucht angelegt werden. Tilli und Lex hatten daher das Gatti beauftragt, zwei schöne, große Krebse herbeizuschaffen, die wollten sie in den kleinen Brunnentrog einlogieren und so den Grund zu der Familie legen, die wohl in kurzer Zeit in dem Trog herumwimmeln werde, was alsdann ein sehr kurzweiliges und nebenbei einträgliches Geschäft für sie werden würde, denn sie hatten im Sinn, der Mutter je an den Festtagen eine Anzahl junger Krebse gegen gute Entschädigung in die Küche abzuliefern. Während nun die drei, mit ihren Krebsen beschäftigt, am Brunnen standen, erscholl ein heftiges Peitschenknallen, und gleich darauf rief Max mit befehlender Stimme: „Wollt ihr einmal kommen, ihr Plebejer! Ich will ausfahren!"

„So fahr!" rief ihm Lex zu, „und wenn wir die Plebejer sind, so weiß ich jetzt schon, was wir thun wollen."

„Plebejer haben gar nichts zu wollen", herrschte Max zurück; „jetzt kommt, oder ihr sollt erfahren, wie Plebejer zum Gehorsam gebracht werden."

„Und ich weiß auch etwas, wie die Plebejer sich helfen, das kannst du dann auch erfahren!" rief Lex trotzig aus.

So zäher Widerstand war dem Max zu viel; er fing an zu drohen und zu schimpfen, knallte dazwischen mit der Peitsche, schrie immer lauter und fand immer kräftigere

Schimpfnamen. Auf einmal legte ihm jemand die Hand auf die Schulter, es war Herr Delmy. Max schwieg augenblicklich.

„Bist du's wirklich, Max?" fragte Herr Delmy, „täusch' ich mich denn nicht? Als ich von weitem den Lärm und die Schimpfworte vernahm, dachte ich: das ist der Feldmauser-Michel, der sich so benimmt, und nun bist du's, Max! Bisher sah ich in dir einen jungen Edelmann, dem alles Rohe und Gemeine zuwider ist. Wenn man mir sagte, du könntest Schimpfworte ausstoßen, konnte ich es nicht glauben, ich wollte auch nicht; ich wollte nicht meinen Glauben an den Adel deiner Natur aufgeben, und nun muß ich dich so treffen. Ich habe mich sehr in dir getäuscht, Max, du bist nicht, was ich glaubte; solche Täuschung ist sehr schmerzlich."

Herr Delmy ging dem Hause zu, ohne sich noch umzusehen. Max stand einen Augenblick da, als hätte ihn der Blitz getroffen; dann warf er die Peitsche weg und lief ins Haus hinein und in sein Zimmer.

Lex hatte unterdessen seinen beiden Gefährtinnen eine lange Auseinandersetzung gemacht und allerlei Erklärungen gegeben, und nun mußte der Entschluß zu einer großen That gefaßt worden sein, denn auf einmal rannten alle drei von dem Brunnen weg, stürzten nach der nahen Scheune und kamen dann wieder, jedes unter einer eigenen Last keuchend, zum Vorschein. Das erhitzte Tilli brachte hinter einander schwere Holzstücke, dann große Haufen von Stroh herbei, Lex und Gatti trugen zusammen ungeheure Steine auf den Platz, die sie von dem hohen Steinhaufen hinter der Scheune herschleppten. Eine Zeit lang nahm das emsige Herzutragen seinen Fortgang, dann begann, mitten auf dem freien Platze vor dem Haus, ein Auftürmen von all' den Gegenständen,

immer höher, immer gewaltiger, und doch schien immer noch nicht genug Stoff da zu sein, denn nun erst kroch Lex noch voller Geschäftigkeit in allen Winkeln des umfangreichen Holzschopfs herum und suchte sichtlich nach einem Hauptgegenstand. Endlich rollte er ein altes, zerbrochenes Faß heraus, das dann von allen dreien mit ungeheuerer Anstrengung auf den errichteten Hügel hinaufgerollt wurde. Jetzt mußten noch mehrere Holzwellen herbeigeschleppt und daraufgeschichtet werden, und endlich zuoberst kamen einige flache Bretter hin, so daß man auf dem Gipfel einen festen und sicher zu betretenden Standpunkt hatte. Nun war's genug. Eben wurde auch zum Nachtessen gerufen. Die drei Bundesgenossen steckten noch einmal die Köpfe zusammen und verabredeten sich fest und bestimmt auf den folgenden Tag.

„Um punkt vier Uhr!" schloß Lex die Beratung, dann schoß das Gatti davon, und die beiden anderen traten ins Haus ein, beide dunkelrot von der ungeheuren Anstrengung, welche der Riesenbau erfordert hatte.

Kapitel IV.

Auszug auf den heiligen Berg mit unerwarteten Folgen.

Der Sonnabend, der auf diesen etwas stürmischen Freitag folgte, schien in großer Stille verfließen zu wollen. Früh schon bat Elsa, ob sie nach dem Krankenhaus gehen dürfe, um nach dem kranken Kinde zu sehen, was ihr auch erlaubt

wurde, sobald die Unterrichtsstunden zu Ende waren, was am Sonnabend immer um elf Uhr der Fall war; der Nachmittag war frei gegeben.

Lex und Tilli saßen schon von elf Uhr an ganz gegen ihre Gewohnheit still am Tisch im Wohnzimmer und steckten ihre Köpfe in eifrigem Flüstern zusammen; dann schrieben sie wieder beide, oder auch nur Lex allein, und das Tilli schaute erwartungsvoll den entstehenden Buchstaben zu; dann gingen die flüsternden Verhandlungen von neuem an. Es mußte ein sehr wichtiges Unternehmen vorbereitet werden, denn die beiden blieben mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit an ihrer Arbeit und berieten sich zwischendurch mit den ernsthaftesten Gesichtern. Max schlich, ebenfalls in ganz ungewohnter Weise, von einem Zimmer ins andere, so, als sei es ihm nirgends recht wohl, und sagte kein Wort, neckte auch nicht ein einziges Mal, weder Lex noch Tilli, obschon er mehrere Male an ihnen vorbei kam. Zuletzt ging er in den Garten hinaus, setzte sich auf die Bank, stützte den Kopf auf beide Arme und staunte vor sich hin.

Am Mittagstisch machte der Vater einige Bemerkungen über das Festungswerk, daß draußen auf dem Platz errichtet worden war, und fragte Herrn Delmy, ob er vielleicht den Bau und dessen Zweck und Charakter erkannt habe. Aber Herr Delmy mußte gestehen, daß sein Scharfsinn nicht so weit reiche; die kunstvolle Zusammensetzung lasse aber auf eine großartige Bestimmung schließen. Lex warf dem Tilli einen triumphierenden Blick zu.

Zur festgesetzten Zeit traten Lex und Tilli am Nachmittag aus dem Hause; das Gatti stand schon an der Ecke und wartete auf sie. Lex trug einen großen Papierbogen in den Händen, und Tilli war mit Hammer und Nägeln

bewaffnet. Mit ungeheuren Buchstaben war eine Inschrift auf das Papier geschrieben. Jetzt wurde dieses mit vielen Nägeln an dem Bau befestigt, so daß jedermann, der aus dem Hause trat, die Inschrift lesen konnte. Alle drei kletterten nun auf den Gipfel des Baues. Es mußte mit großer Sorgfalt geschehen, denn da und dort waren Unebenheiten, hervorstehende Stecken und zackige Steine, und man blieb leicht hängen, oder steckte den Fuß in ein Loch und brachte ihn fast nicht mehr heraus. Endlich waren sie glücklich oben auf den sicheren Brettern angelangt und stellten sich erwartungsvoll alle drei in einer Reihe auf. Hier wollten sie, nach dem Beispiel ihrer Vorgänger, der Plebejer in Rom, deren Geschichte Lex den Mädchen sehr anschaulich erzählt hatte, ihre patrizische Gegenpartei, den Regenten Max, abwarten und ihm zeigen, daß sie sich von seinem Joche frei gemacht hätten. Sie wollten ihn auch deutlich fühlen lassen, daß sie ohne ihn herrlich und in Freuden leben könnten, er ohne sie aber ein elendes Dasein fortzuschleppen habe. Es währte auch gar nicht lange, so trat Max aus dem Haus, und wie er die große Inschrift erblickte, kam er heran und stellte sich davor hin. Mit den ungeheuren Buchstaben stand darauf geschrieben: „Der heilige Berg". Jetzt auf einmal ertönten von oben die drei Stimmen mit einer Kraft, daß es weithin schallte; sie sangen folgendes Lied:

„Nun komm, Herr Patrizier,
Mit dein'm langen Arm,
Zieh selber den Wagen,
So macht's dir schön warm!
Und hätt'st 'n Passagier gern,
So sag' ich dir was:
Sitz selber im Wagen,
So liegst du gleich drauf im Gras!"

„Auf der Nas'!" sang das Gatti noch als Solo hinzu, denn das gehörte ursprünglich nicht zu dem Gedicht, welches Lex und Tilli verfaßt hatten.

Als der Gesang zu Ende war, schauten die drei Plebejer von dem heiligen Berg herunter, um zu sehen, welchen Eindruck die Sachlage auf den Patrizier mache. Max stand da und zuckte die Achseln. Er begriff, daß für diesmal mit den dreien da droben nichts zu machen war; die Elsa war schon wieder nach dem Krankenhaus abgegangen; mit dem Feldmauser-Michel, der sich nun auch eingefunden hatte und in einiger Entfernung abwartete, ob er zur Postfahrt einberufen werde, konnte und wollte er allein nichts anstellen. So fand er noch am leidlichsten, zu bleiben, wo er war, und zuzusehen, ob die drei auf ihrer Höhe verharren, oder von selbst wieder herunterkommen würden, so daß doch noch eine Postfahrt ausgeführt werden könnte. Er setzte sich auf einen Baumstamm, der in der Nähe lag, und wartete den weiteren Verlauf der Dinge ab. Das war den dreien gerade recht; so konnten sie ihm recht zeigen, wie wohl ihnen war auf ihrem heiligen Berg und wie wenig sie daran dachten, wieder herabzusteigen und unter seine Gewaltherrschaft sich zu beugen. Tilli schlug vor, man solle wieder singen und immer zu, und zwar müsse man von Gattis Liedern singen, denn Tilli hatte das Gefühl, diese wären nun ganz der geeignete Ausdruck für die Feststimmung. So wurde denn ausgemacht, das Gatti müsse immer einen Vers vorsingen, ein Solo, und nachher singe man ihn nach im Chor. Gatti war sehr erfreut über den Beschluß und fing gleich mit heller Stimme an:

„Drei Monat hat's g'regnet,
Drei Monat hat's g'schneit,

Und kommt jetzt der Sommer,
So geh' i in d' Weit'.
Und giebt's einmal Sonnenschein,
Wollen mer mal lustig sein
Dideldumdei!"

Nun nahmen sich alle drei bei den Händen und fingen an den Chor zu singen und tanzten dabei immer im Kreis herum, um so recht die Freude der Unabhängigkeit darzustellen.

Dann sang das Gatti weiter:

„'s giebt Rosen und Nelken
Und allerhand Kraut,
Und d' Äpfel und d' Birnen
Ess' i all' mit der Haut.
Und wenn's nur schon Sommer wär',
Ging i in d' Heidelbeer',
Dideldumdei!"

Mit gesteigerter Begeisterung folgte der Chor, und ununterbrochen wurde der Tanz rundum fortgesetzt und ein immer ungeheurerer Lärm dazu gemacht, denn das Unabhängigkeitsgefühl steigerte sich immer mehr und drückte sich entsprechend in immer lauteren Tönen aus.

„Nun kommt etwas Neues", sagte das Gatti, „das andere ist fertig."

„So sing zu", rief Lex.

Gatti sang wieder:

„Fiderix und fideray,
Wenn d' was weißt, nun so sag's!
Fideray und fiderix
I weiß was, aber i sag' nix!"

Wieder ging's im Chor weiter, und noch einmal sang Gatti mit aller Kraft:

„Fidero und fidera,
Was guckst mer so na?
Fidera und fidero,
Wenn i's sagt', so wärst froh!"

Eben wollte der Chor noch einmal beginnen, da schlug es acht Uhr unten auf dem Kirchturm. Max stand auf. „Es war recht kurzweilig", rief er im Vorbeiweg auf den heiligen Berg hinauf; „jetzt ist es aber Zeit, ich warne euch wohlmeinend"; damit ging er ins Haus hinein.

Max hatte recht, es war die höchste Zeit für Lex und Tilli, denn der Amtmann war sehr pünktlich und litt nicht, daß die Kinder auf sich warten ließen, um zu Tisch zu gehen; das wußten diese auch sehr wohl. In der gesteigerten Stimmung, in der sie sich befanden, ging der Rückzug von dem heiligen Berg etwas rasch vor sich. Das Gatti war in zwei Sprüngen unten, rief „Gut' Nacht!" und rannte davon. Lex wollte ebenfalls springend nachfolgen, kam aber mit dem einen Fuß in ein Loch hinein, zog, riß, brauchte Gewalt, brachte auch endlich den Fuß heraus; aber der Schuh war weg, keine Möglichkeit, den hervorzuziehen: ganz weit unten stak er und saß fest.

„Mach, Lex", drängte das Tilli von oben, that jetzt einen Sprung, blieb mit dem Kleid an einem Stecken hängen, schüttelte ein wenig daran und dachte dann, es werde sich schon losmachen, that noch einen Sprung und kam unten an; aber oben hing das Kleid und das zappelnde Tilli konnte nicht weiter. „O, Lex", rief es flehend, „mach mich doch oben los!"

„Ja, wenn ich nur meinen Schuh hätte!“ stöhnte Lex, kroch aber wieder ein wenig zurück und machte das Kleid los; Tilli zog es nach, aber was war das für ein Anblick! Das ganze Kleid war wie eine nachschwimmende Insel, die nur vorn an einem ganz kleinen Stück noch mit dem Festland zusammenhing. Tilli raffte eilig das hängende Zeug zusammen, packte es in den Arm und sprang dem Hause zu. Lex erkannte, daß er seinen Schuh zurücklassen müsse, und hüpfte auf einem Bein dem Tilli nach. Im Hausflur angekommen, hörte er seines Vater Schritt auf den steinernen Stufen; in höchster Eile hüpfte er weiter, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit solcher Wucht auf Herrn Delmy, der vor ihm her ging, daß dieser sehr unsanft an die Thür gestoßen wurde. Der Amtmann war eingetreten und hatte eben noch den Lex auf einem Bein hüpfen und dann auf Herrn Delmy stürzen sehen.

„Herr Delmy“, dröhnte die erhobene Stimme des Vaters den Hausflur entlang, „nun geben Sie sofort dem ungeschliffenen Burschen, was ihm gehört! Was ist das für eine Mode!“

Lex stand sehr erschrocken da, teils um seiner Unthat willen, teils weil er fürchtete, sein unbeschuhter Fuß werde auch noch entdeckt werden und ihm eine neue Strafe zuziehen; Herr Delmy sah den Lex an und gab ihm die Hand.

„Das hast du nicht absichtlich gethan, Lex“, sagte er freundlich, „das seh' ich. Komm, mein Freund, wir haben nun einmal das Unglück, so zufällig aufeinanderzuprallen; mit Absicht wollen wir's ja nie thun, nicht wahr?“

„Nein, gewiß, gewiß nie in meinem Leben“, versicherte Lex ganz gerührt, und unter Herrn Delmys Schutz trat er sicher in die Stube ein, denn er hatte nun auch keine

Furcht mehr, wennschon sein Schuhverlust noch entdeckt werden sollte, denn Lex empfand auf einmal ein unbegrenztes Zutrauen in den Herrn Delmy. Das Tilli war glücklich in die Stube hineingeschlüpft und saß nun mäuschenstill an seinem Platz. —

Da der Amtmann am folgenden Abend nicht zuhause sein konnte, war beschlossen worden, am heutigen Abend sollte der Wettkampf der Gesänge stattfinden, denn der folgende Tag war wieder der erste Sonntag des Monats. Als der Tisch abgedeckt und der Augenblick zum Beginn gekommen war, stellte die Mutter den Preis auf den Tisch, einen ungewöhnlich hübschen Preis, auf dem aller Augen bewundernd ruhten. Es war ein aufgeschlagenes Buch mit prächtigem, buntem Kupfer, deren noch mehr da waren, und eine Menge Geschichten mußte es enthalten, denn es war sehr umfangreich.

„Laß uns beginnen, Max!" sagte der Vater.

„Ich habe kein Gedicht", entgegnete Max.

„Was? Warum denn nicht? Was ist mit dir? Schon den ganzen Tag bist du herumgeschlichen wie ein angeschossenes Wild; was hat dich getroffen?" fragte der Vater.

Lex winkte mit seinen Augen sehr verständnisvoll zu Tilli hinüber, so, als wollte er sagen: „Das kennen wir!" denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Auszug auf den heiligen Berg den Max so mitgenommen hatte.

„Ich habe kein Gedicht, weil ich keins machen konnte", sagte Max jetzt in einfacher Weise.

„Was sagen Sie dazu, Herr Delmy?" fragte der Amtmann.

„Ich finde es besser so, als daß Max uns ein Gedicht gebracht hätte, das wieder unter dem starken Einfluß

seines Gedächtnisses entstanden wäre", entgegnete Herr Delmy.

„Das ist richtig", stimmte der Vater ein; „auch muß ich sagen: das ist ein Fortschritt von Max, daß er einmal anerkennt, es gebe etwas, das er nicht kann. So wollen wir weiter gehen; was bringst du, Elsa?"

Elsa las, aber so leise, als dürfe sie fast nicht heraus damit:

„Ich will mich schön bedanken
Und wünschen, was euch freut;
Laßt ihr mich ohne Zanken
Nur immer bei den Kranken,
So geht's nicht mehr wie heut':
So ruft ihr mich nicht wieder,
Zu machen solche Lieder."

„Warum denn nur immer so zaghaft und jammernd? Das ist ja ganz gut gemacht", ermunterte der Vater, „du wirst wohl heut' den Preis bekommen."

„Ich habe es nicht allein gemacht", sagte Elsa noch leiser.

„Es ist wahr, ich mußte nachhelfen", fiel hier die Mutter ein; „Elsa kam spät aus dem Krankenhaus wieder und hatte noch keine Verse, denn diese fallen ihr nicht nur so aus der Feder, sie muß Zeit haben. Ich möchte nun auch ihre Petition unterschreiben, daß wir die Poesie freigeben; wer selbst seine Verse machen will, der bringt sie; wer keine eigenen hat, bringt uns solche, die ihm gefallen, er kann sie nehmen, wo er will. Was meinen unsere Herren dazu?"

„Was meint Herr Delmy?" fragte der Amtmann.

„Ich unterstütze den Antrag, die Poesie sei freigegeben."

Nun stimmte auch der Amtmann bei, künftig sollte es so gehalten werden.

„Aber wer bekommt dann den Preis?" fragte Lex nachdenklich.

„Preise bekommen nur die eigenen Verse, das ist sicher, ein Unterschied muß sein", erklärte der Vater.

„Dann mach' ich die meinen selbst", sagte Lex.

„Das ist praktisch. Und was bringst du denn heut' aus dem Gebiete der Landwirtschaft, Lex?" fragte der Vater weiter. „Laß hören!"

Laut und vernehmlich, wie immer, begann Lex vorzutragen:

„Eigentümlichkeiten der verschiedenen Haustiere.

Der Geißbock freut sich stundenlang
Und frißt das Gras vom Bergabhang,
Die Kuh frißt's lieber in dem Thal,
Da ist es fetter allemal.
Der Ochs hat mehr Fleisch als Verstand,
Drum wird er auch ein Ochs genannt.
Das kleine Schaf blökt jammervoll,
Wenn es nicht weiß, wohin es soll.
Der Vogel schießt ins Blau' hinaus
Und freut sich drob. Das Lied ist aus."

„Merkwürdige Eigentümlichkeiten der verschiedenen Haustiere", bemerkte der Vater; „und was hat das Tilli verfaßt? Warum kann man dich eigentlich gar nicht recht sehen? Hast du dich in ein Futteral gesteckt?"

Das Tilli saß ein wenig zusammengepackt auf seinem Sessel, es durfte sich nicht bewegen, wie es sonst gewohnt war, denn beim kleinsten Ruck wollte alles an ihm auseinandergehen. Um die Aufmerksamkeit von seinem Zustand abzulenken, las es schleunigst:

„Wenn es Frühling wird.

Kommt übern Berg der Föhn heran,
Da lauf' ich gleich, so viel ich kann,
Und will ihn pfeifen hören.
Und noch viel weiter lauf' ich bald,
Denn noch viel schöner tönt's im Wald,
Dort sauft er durch die Föhren.

Jetzt wird es lustig hier und dort,
Der Schnee ist unterm Birnbaum fort,
Nun wart' ich gar kein Weilchen;
Den Hügel ab, so schnell es geht,
Und wo der wüste Schnee vergeht,
Da stehn die schönen Veilchen."

„Nun, was meinen Sie, Herr Delmy?" fragte der Vater.

„Ich meine, heut' hat Tilli den Preis verdient", erklärte Herr Delmy; „nur, wenn Sie es mir gestatten, würde ich eine kleine Veränderung vornehmen. Wenn wir sagen würden:

‚Und wo der letzte Schnee verweht,
Da stehn die ersten Veilchen',

so tönte es vielleicht ebenso gut."

Vater und Mutter waren einverstanden mit der Preisverteilung und das Tilli erhob sich, um bei Herrn Delmy den Preis in Empfang zu nehmen. Aber nun kam ein unglücklicher Augenblick. Das schöne Buch wurde dem Tilli übergeben; es faßte dasselbe mit der einen Hand, die andere mußte es dankend Herrn Delmy hinhalten, denn das war üblich. Drei hatte es nicht; also fiel das ganze, festzusammengehaltene Kleid in verschiedenen Riemen und Fetzen von ihm ab, so daß es anzusehen war, als ob das ganze

Tilli in Stücke ginge. Es erfolgte eine Pause der Überraschung.

„O, hätte ich doch nicht so gerissen!“ jammerte das Tilli bei sich ein Mal ums andere im Feuer der Verlegenheit, denn es fühlte, daß aller Augen mit Staunen und Schrecken auf die Verwüstung gerichtet waren, und es that ein großes Gelübde im stillen, nie mehr zu reißen, wo es auch künftig hängen bleiben würde.

Die Mutter schaute wirklich mit Schrecken auf die Zerstörung, und der Vater fragte jetzt rasch: „Was fangen wir mit dieser Erscheinung an, Herr Delmy?“

„Wir lassen sie verschwinden. Gewiß hat Tilli selbst kein größeres Wohlgefallen daran, als wir anderen alle“, meinte Herr Delmy.

„Nein“, sagte das Tilli bußfertig, machte schnell Gebrauch von der Erlaubnis und verschwand. Sein schönes Bilderbuch aber blieb ihm ein Denkstein an die Bedrängnis des heutigen Abends und an sein Gelübde, nicht mehr zu reißen, wo es hängen bliebe.

„Man muß wirklich darauf hinwirken“, sagte der Amtmann, indem er sich anschickte, die Sitzung aufzuheben, „daß dieses Tilli etwas gezähmt werden kann, bevor es einmal ganz auseinandergeht, und du, Lex, hast künftig beim Gehen deine beiden Beine zu benutzen, damit du nicht das Gleichgewicht verlierst zum Schaden deiner Nebenmenschen.“

Kapitel V.

Wo das fremde Kind hin wollte.

„Mama, Herr Delmy ist der allergerechteste Mensch auf der ganzen Welt, das hab' ich an mir selbst erfahren", erklärte Lex mit lauter Stimme, als er am Sonntagmorgen seine Mutter allein in der Wohnstube vorfand. „Und noch an einem anderen hab' ich es auch erfahren, bei dem Herrn Patrizier, dem Mäxlein. Dem hat Herr Delmy auch ein paar Wörtlein gesagt; wenn ich sie schon nicht verstehen konnte, so habe ich an seinem Gesicht gesehen, daß sie ihn würgten."

„Siehst du nun, Lex, wie ungerecht du selbst gegen Herrn Delmy warst? Du solltest ihn recht um Verzeihung bitten dafür, wenigstens in deinem Herzen", sagte die Mutter.

„Ja, das will ich schon thun, und ich will alles thun, was er nur von mir will", versicherte Lex; „ich will mich gleich für ihn totschießen lassen."

„Nein, nein, das will er nun jedenfalls nicht", berichtigte die Mutter, „aber zeig ihm durch dein ganzes Betragen, wie gern du ihm Freude machen willst. Verstehst du, Lex, daß du ihm damit die größte Freude machst, wenn du selbst so bist, wie er dich zu sehen wünscht?"

„Ja, das versteh' ich schon und man kann es sehen", bestätigte Lex. „Siehst du, Mama, wenn eines von uns etwas thut, was nicht recht ist, oder so, wie es Herr Delmy nicht gern sieht, dann fährt es ihm so übers Gesicht, wie wenn ihn eine Wespe gestochen hätte."

„Da siehst du, Lex, es schmerzt ihn, wenn ihr thut,

oder seid, wie es nicht recht ist. So denk nun auch daran, daß du ihm kein solches Leid anthust, denn das willst du ja nicht", erinnerte die Mutter.

„Nein, sicher nicht, ich will auch dran denken", versprach Lex und machte einen großen Knoten aus dem Zipfel seines Taschentuches, denn er war gewohnt, sich durch dieses Zeichen an die Dinge zu erinnern, die er nicht vergessen wollte.

Während dieses Gesprächs war Max auf dem oberen Boden hin- und hergegangen, mehreremale an Herrn Delmys Zimmer vorbei, wo er immer einen Augenblick stillestand, so, als ob er eigentlich dahinein gehen wollte; dann ging er wieder vorbei. Er hatte sichtlich einen Kampf in seinem Innern zu bestehen. Jetzt stand er wieder an der Thür. Einen Augenblick lauschte er, — es war alles still drinnen. Jetzt klopfte er. „Herein!" rief es von innen. Max trat hinein. Herr Delmy kam ihm entgegen und schaute ihn ernsthaft an. Jetzt schien der Max in seinem Entschluß noch einmal wankend zu werden; so, als stieg' ihm auf einmal wieder sein Hochmütchen zu Kopf, biß er die Lippen zusammen und stand schweigend da.

„Komm, Max", sagte Herr Delmy, indem er nach seinem Sofa ging, „setz dich hier neben mich; hast du mir etwas zu sagen, oder hast du etwas von mir wissen wollen?"

„Ja, wenn ich doch in Ihren Augen bin wie der Feldmauser-Michel, so werden Sie wohl nichts von mir wissen wollen", sagte jetzt Max mit ziemlich trotziger Stimme; aber es zuckte ihm ganz unsicher um die Lippen herum.

„Max", sagte Herr Delmy, indem er ihm liebevoll in die Augen schaute, „du bist nicht zu mir heraufgekommen, um so zu mir zu sprechen; sag mir, was in deinem Herzen ist."

Jetzt brach das Eis. Erst kamen ein paar Thränen und dann kamen in ganz verändertem Ton die Worte heraus: „Ja, Herr Delmy, wenn Sie nun gar kein Vertrauen mehr zu mir haben und denken, ich sei ein ganz gemeiner Mensch und Sie glauben mir nie mehr und wollen nichts mehr von mir wissen, so habe ich gar keine Freude mehr und will lieber gleich fortgehen und gar nicht mehr da sein."

„Mein lieber Max", sagte Herr Delmy mit Freundlichkeit, indem er die Hand des Jungen in die seinige legte, „es ist mir lieb, zu sehen, daß es dir nicht gleichgültig ist, daß ich meine gute Meinung von dir verlieren könnte. Es hat mich sehr schmerzlich berührt, daß ich den Max, in dem ich glaubte eine vornehme Natur gefunden zu haben, der alles Rohe und Gemeine zuwider sein müßte, in einer Weise schimpfen hörte, wie ich sie nur einem Feldmauser-Michel zutrauen konnte, dem armen Menschen, der ohne Zucht und Leitung aufgewachsen ist. Sieh, Max, nicht der Mensch ist ein Vornehmer, der sich so nennt, oder der sich im Vornehmthun gefällt und auf die herabsieht, die nicht ebenso sind, sondern der, dem alles Schlechte und Unschöne, alles Rohe und Gemeine so in der Natur zuwider ist, daß er solches kaum an anderen ertragen kann, viel weniger aber je bei solchen Dingen selbst mitmachen könnte. Dir gefällt das Vornehme, und das Wohlgefallen ist immer schon der erste Schritt, etwas zu erreichen; aber in deinem Wesen muß sehr vieles anders werden, daß du erreichest, wonach du strebst. Daß es aber anders werden kann, das glaube ich, Max, und daß du dies Anderswerden allen Ernstes willst, das traue ich dir ganz zu und will dir auch zur Seite stehen dabei. Und nun wollen wir wieder gute Freunde sein und vergessen, was uns beide kränkte, aber nie mehr vergessen,

was in dieser Sache allein uns beiden wohlmachen kann; ist dir's so recht, Max?"

„O ja, gewiß", sagte Max mit einem ganz anderen Gesicht, als er beim Eintritt gezeigt hatte, und wie er nun Arm in Arm mit Herrn Delmy die Treppe herunterkam, da mußte die Mutter, die eben unten stand, bei sich denken: „Wenn doch mein Junge immer ein solches Gesicht mit herumtragen würde! Es ist, als wäre eben ein erneuerndes Bad darübergegangen."

Herr Delmy suchte den Amtmann auf, den er, in stille Bewunderung versunken, vor seinem Aprikosenbaum stehend traf. Sehen Sie nur den Wunderbaum an", rief er dem Herzutretenden entgegen, „diese Schosse! dieser Trieb in dem Baum; was wird das für Früchte geben!"

Herr Delmy half mit bewundern; nach einiger Zeit sagte er dann: „Ich suchte Sie auf, Herr Amtmann, um Sie zu fragen, bevor Sie weggehen, ob Sie etwas dawider hätten, wenn ich nun auch einmal Ihr Krankenhaus besuchen würde; Elsa wird mich schon einführen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht, im Gegenteil, Herr Delmy", entgegnete der Amtmann erfreut; „nur muß ich Ihnen sagen, Sie finden kaum, was Sie unter einem Krankenhaus verstehen; sagte mir doch noch diesen Morgen der Doktor, ihm fange die Sache an zu verleiden, er habe nicht Zeit, jeden Morgen, nach Abrede, mein Institut zu besuchen, das weniger ein Krankenhaus als eine Altfrauen- und Kleinkinder-Bewahranstalt sei. Es ist mein täglicher Ärger, so viel Zeit, Geld und Mühe an eine Sache gewendet zu haben, die gar kein Gedeihen hat."

Herr Delmy meinte, der Herr Amtmann müsse sich nun daran freuen, daß sein Werk wenigstens den Verlassenen zu-

gute komme, aber sein Gedanke fand keinen rechten Anklang.

„Das hätte ich billiger herstellen können", erwiderte der Amtmann in aufgebrachtem Tone, denn wenn er auf diese verfehlte Unternehmung zu sprechen kam, so kam er immer wieder in Aufregung. „Nehmen Sie nur an, drei, vier große Zimmer stehen leer, zehn, zwölf Betten unbenutzt. Die eine Pflegerin sitzt da und strickt Strümpfe, wozu sie gar keine Zeit haben sollte, und die andere, der ich auch Arbeit versprochen habe, läuft mir das Haus ab um Beschäftigung, und dazu sagt mir der Doktor, er habe Massen von Kranken in allen Winkeln in und um Waldhausen. Ich mag nicht mehr daran denken", schloß der Amtmann und lief nach dem Stalle, um nach den Pferden zu sehen, denn er wollte wegfahren. —

Am Nachmittag ging Herr Delmy mit Elsa den Wiesenweg hinab zu dem schönen, grünen Vorsprung am Hügel hinaus, wo das geräumige, gut eingerichtete Krankenhaus stand. Die Pflegerin kam den Ankommenden entgegen, denn sie hatte Zeit. Sie traten ein und die Frau führte sie langsam durch die Zimmer. Im ersten lagen drei kleine Kinder, im zweiten drei alte Frauen, im dritten eine alte Frau und das kürzlich hergebrachte fremde Kind. Es war ganz still in allen Zimmern, und alt und jung schien so halb oder ganz zu schlafen. So gingen die Besuchenden leise durch, ohne sich aufzuhalten; im letzten Zimmer aber saß das kranke Kind aufrecht in seinem Bett, und aus seinem bleichen Gesicht schauten zwei große, dunkle Augen den Eintretenden verwundert entgegen. Bis jetzt hatte das Kind noch nie die Augen recht aufgemacht; es lag nur immer da, wenn Elsa an sein Bett herantrat, hatte die Augen halb

oder ganz geschlossen und regte sich nicht. Die Pflegerin sagte, es liege immer im Fieber, esse und trinke auch nichts und gebe auf nichts Antwort. Elsa freute sich sehr, das Kind nun einmal wach zu finden und mit ihm sprechen zu können; sie trat gleich an sein Bett heran.

Auf der anderen Seite in der Ecke lag die zweite Kranke, die alte Feldmauserin. Auch sie hatte beim Eintritt der beiden sich ein wenig aufgerichtet und einen scharfen Blick auf sie geworfen. Herr Delmy wandte sich gleich zu ihr.

„Wie geht es, gute Frau?" fragte er teilnehmend.

„Schlecht genug, sonst wär' ich nicht da", knurrte sie ihn an und kehrte sich augenblicklich gegen die Wand um.

„Wollen hoffen, daß es wieder besser komme", sagte Herr Delmy.

Die Alte gab keine Antwort und blieb abgewandt liegen, ohne Bewegung.

Herr Delmy trat zum Bette des Kindes heran. Elsa war schon tief im Gespräch mit ihm. Das Kind sprach ein etwas fremdartiges, aber ganz verständliches Deutsch. Seine Stimme hatte einen tiefen, melodischen Klang, und mit seiner schmalen Hand begleitete es seine Reden immerfort mit Bewegungen, so leicht und gewandt, daß man ihnen mit großem Wohlgefallen zusehen mußte. Das that auch Elsa, sie wandte keinen Blick mehr von ihrer neuen Kranken ab. Diese hatte Elsa mitgeteilt, daß sie schon seit bald einem Jahr vom Hause fort sei, daß sie viele Monate in Graubündten herumgekommen sei, und darum so gut Deutsch könne.

Als Herr Delmy herzugetreten war und das Kind gegrüßt hatte, fragte er, wo es denn eigentlich zuhause gewesen sei und ob seine Eltern noch lebten. Das Kind erzählte, es sei bei Neapel zuhause, in Sorrent, da lebten

seine Mutter und sein Bruder zusammen; den Vater habe es nie gekannt, der sei schon lange tot.

Herr Delmy mußte sich verwundern, daß das Kind so weit herkam. Er fragte weiter, wie es denn gekommen sei, daß es von dort fort sei und so weit weg, und ob der Mann und die Frau, mit denen es gekommen war, seine Verwandten seien.

Das Kind erzählte weiter, was es erlebt hatte, so harmlos, als wäre gar nichts Besonderes dabei. Es wäre schon lange gern von Sorrent fortgegangen und habe schon immer bei der Mutter angehalten, sie solle es doch fortlassen, denn es wollte so gern nach Schlesien gehen.

„Nach Schlesien? Weißt du denn, wo Schlesien ist?" fragte Herr Delmy in größter Verwunderung.

Das Kind erwiderte: nein, das wisse es nicht; aber es habe lange einem Herrn gedient, der sei aus Schlesien gewesen und habe viele Monate lang in Sorrent gewohnt, und er sei anders gewesen, als alle anderen Leute, und darum habe es gern nach Schlesien gehen wollen und dort dienen, wo die Leute so seien.

„Du bist doch nicht etwa deiner Mutter fortgelaufen, Kind?" fragte Herr Delmy erschrocken.

„O nein", versicherte das Kind, „aber die Mutter sagte zuletzt, ich solle nur gehen, sonst lief' ich ihr doch noch fort, und wenn ich einmal fortgewesen sei, käme ich nur so gern wieder heim."

„Und mit wem gingst du denn fort?" fragte wieder Herr Delmy.

Das Kind fuhr fort zu erzählen: der alte Vetter, der nur ein Bein habe und alle Jahre ins Römische und noch weiter gehe mit Korallen und Lavasteinen, habe ihm ver-

sprochen, es mitzunehmen, sobald die Mutter wolle, weil es ihm helfen könne; und wie nun die Mutter eingewilligt habe, sei es mit ihm gereist. An allen großen Ortschaften seien sie dann ein paar Tage geblieben und es sei in die Häuser gegangen, um die Korallen und die Lavasachen zu verkaufen, denn es sei schneller herumgekommen, als der Vetter, und dann habe dieser auch gesagt, die Leute nähmen einem Kinde mehr ab als einem Manne. Dann seien sie wieder weitergefahren mit der Eisenbahn. Zuletzt, wo der Vetter gesagt habe, jetzt gehe es nicht mehr weiter, hätten sie bei einer Frau gewohnt, die der Vetter gut kannte; die hatte eben ihren Mann verloren am Fieber und sie sagte, sie bleibe nicht mehr da, sie gehe nun wieder heim, wo sie her sei, und der Vetter solle mich bei ihr lassen, sie sei doch allein jetzt und habe keinen Mann und keine Kinder. Der Vetter habe dann gefragt, ob es mit der Frau gehen wolle, der Mutter wolle er schon sagen, daß es gut versorgt sei, und es habe gern gehen wollen, lieber als wieder umkehren, denn es habe gedacht, so komme es doch noch nach Schlesien. Dann sei es ein paar Tage nachher mit der Frau weit gefahren, einen ganzen Tag lang, und dann seien sie hingekommen, wo die Frau wohnte.

Da habe nur noch ein Bruder von ihr in dem Häuschen gewohnt, das ganz allein unter den Bäumen stand. Alle Morgen sei dann die Frau in die Stadt hineingegangen, nach Lodi, und es mit ihr. Da hätten sie Früchte und Gemüse hineingetragen auf einen Marktplatz und da verkauft. Aber die Frau sei nicht recht mit ihm zufrieden gewesen und habe gesagt, es lache nie und sei nie fröhlich, wie es sein sollte, und es mache ihr ganz schwer und habe gefragt, ob es das Heimweh habe, ob es wieder heim wolle. Es

habe aber nicht so das Heimweh gehabt, daß es gern heimgegangen wäre, aber nur so, daß es gern fort wäre zu Leuten, die so waren, wie sein Herr, denn die Frau und der Bruder seien ganz anders gewesen und es habe nur immerfort denken müssen, wenn es nur nach Schlesien gehen könnte, und habe es dann zuletzt der Frau gesagt, wohin es gern ginge. Aber sie habe nicht gewußt, wo das sei, und habe ihm versprochen, sie wolle den Beppo und seine Frau fragen, wenn sie einmal vom Reisen wiederkämen, und wenn es nicht so weit sei, so könne es einmal mit ihnen gehen, wenn es dann nachher auch lustig sein wolle und so, wie es ihr gefalle. Nach einiger Zeit seien dann der Beppo und seine Frau gekommen und er habe geantwortet, er wisse nicht mehr präcis, wo Schlesien sei, aber er sei jedenfalls schon durchgekommen, und er wolle das Kind schon mitnehmen, wenn er wieder gehe, wenn es singen könne; es habe ihm dann ein Lied singen müssen, und dann sei es recht gewesen. Nach ziemlich langer Zeit sei er dann wiedergekommen und habe gesagt, nun könne es mit; wenn er dann seine Reise fertig gemacht, bringe er es wieder zurück. Es sei sehr froh gewesen und habe nur noch die Frau gefragt, ob sie nicht bös werde, wenn es dann in Schlesien wieder einen Herrn finde, wie der andere war, und dann bei ihm bleibe und nicht mehr komme. Sie habe aber nur gelacht und gesagt, es komme schon wieder zurück, es begehre niemand ein so Junges in den Dienst zu nehmen. Dann sei es mit dem Beppo und seiner Frau fort; der Beppo habe eine Geige und die Frau eine Mandoline, und dann hätten sie alle drei gesungen. Aber sie seien immer noch nicht nach Schlesien gekommen; der Beppo habe eben immer gesagt, sie kämen schon noch; aber es sei schon lange so

müde gewesen und habe immer denken müssen, wenn sie nur auch bald da wären, sonst könne es nicht mehr weiter. Und jetzt sei es so gekommen, schloß das Kind und richtete seine großen, dunkeln Augen mit solcher Traurigkeit auf Herrn Delmy, daß es ihm das Herz bewegte.

Er schloß des Kindes Hand in die seinige und sagte in großer Freundlichkeit: „Mein liebes Kind, darüber mußt du nicht traurig sein; siehst du, Schlesien ist weit, weit weg von hier und du hättest dort wohl gar nicht gefunden, was du suchst. Dann wärest du vielleicht ganz verlassen, so weit von deiner Heimat weg gewesen, daß du dir ganz verloren vorgekommen wärest und kaum den Weg nachhause wiedergefunden hättest. Wer war denn dein Herr aus Schlesien?"

Das Kind nannte einen Namen und schaute gespannt auf Herrn Delmy, was er nun machen werde, denn er mußte ja seinen Herrn kennen, wenn er aus demselben Lande war, dessen war das Kind gewiß. Aber Herr Delmy schüttelte nur ein wenig den Kopf und sagte, von dem Namen wisse er schon, aber den Herrn habe er mit Wissen nie gesehen. Aber das Kind dachte wohl, wenn es ihn beschreibe, komme er Herrn Delmy schon wieder in den Sinn, und es machte gleich eine sehr lebendige Beschreibung seiner Erscheinung und fand so poetische Worte dazu, daß Herr Delmy lächeln mußte, obschon das Kind in großem Ernst fortredete und damit schloß: „Und es war, wie wenn es immer Festtag wäre, wo er war, und wenn er ging, dann war wie nichts mehr da, und wenn er sprach mit seiner Stimme, hätte man nur gern gewollt, daß man sie immer hören könnte, und zu allen Menschen war er gut, o, so gut! Immer gut."

„So sind nun nicht viele Leute in Schlesien", sagte

hier Herr Delmy, „und es ist besser, du kommst nicht dahin, mein liebes Kind, denn du könntest vergeblich überall herumirren, ohne einen solchen Herrn zu finden. Sieh, das kann ich dir mit Sicherheit sagen, denn ich bin auch aus Schlesien!"

„Auch aus Schlesien!" rief das Kind in Erstaunen aus und schaute mit seinen großen Augen auf Herrn Delmy, als könne es nicht genug von ihm auf einmal in seine Blicke aufnehmen; seine Hand hatte es noch festgehalten und hielt sie jetzt immer fester, so, als käme ihm immer stärker das Gefühl, es sei in Sicherheit, wenn es sich daran festhalte.

Zum erstenmal war ein freudiger Strahl in die Augen des Kindes gekommen. Noch immer ruhten seine Blicke in Freude und Ehrfurcht auf Herrn Delmy; dann sagte es: „Ja, das kann ich auch gut glauben."

Die Zeit war unterdessen dahingegangen für die Besuchenden; sie schickten sich an, das Krankenzimmer zu verlassen. Elsa stand noch am Bette des Kindes. „Sag mir nun auch noch, wie du heißt", sagte sie.

„Irene heiß' ich", war die Antwort.

„Wie alt bist du denn, Irene?" fragte Elsa weiter.

„Das weiß ich nicht recht, etwa elf Jahre denk' ich, und du?"

„Dann bin ich ein wenig älter, als du, ich bin zwölf. Nun leb wohl, Irene, morgen will ich wieder kommen, soll ich?"

„O ja, komm wieder!" und Irene hielt ihre Hand zum Abschied hin. Elsa ging noch zum Bette der alten Feldmausers-Frau hin, denn die Mutter hatte ihr gesagt, sie solle jedesmal nach ihr sehen, und beim Hereinkommen hatte

sie's noch nicht gethan. Sie trat zu der Alten heran; diese lag, ihr Gesicht gegen die Wand gekehrt, und rührte sich nicht. Elsa dachte, vielleicht schlafe sie, und sagte darum ganz leise: „Könnt Ihr ein wenig schlafen?"

Mit einer Stimme, die gar nicht von Schlaf zeugte, erwiderte die Frau: „Denk' wohl, daß eins schlafen kann bei dem Geplärre, das man mit einem verlaufenen Musikantenkind macht."

„Ich wünsche Euch gute Besserung", sagte Elsa schüchtern und ging, denn sie fürchtete sich immer ein wenig vor der Alten.

Herr Delmy stand noch bei Irene. „Zunächst muß man nun an deine Mutter schreiben, damit sie weiß, was mit dir ist, Irene", sagte er, noch einige Reden ergänzend, die er mit dieser gewechselt hatte; „kannst du schreiben?"

„Ja, ein wenig, aber nicht sehr gut", war die Antwort.

„Kann deine Mutter lesen?"

„Nein, das kann sie nicht, aber sie bringt dann den Brief dem Pater Benedetto, der kann's schon."

„Gut, und du bist sicher, daß deine Mutter meinen Brief erhält unter der Adresse, die du mir gesagt hast?"

Irene war dessen ganz sicher; jedermann kenne ihr Häuschen in Sorrent, und dazu sei der, der die Briefe umhertrage, ein Freund ihres Bruders Pietro.

Nun nahmen Herr Delmy und Elsa entschieden Abschied für heute und wanderten wieder zusammen nachhause. Hier harrte man schon längst mit Ungeduld und neugieriger Erwartung auf sie. Max begriff nicht, was den Herrn Delmy an einem solchen Ort so lange zurückhalten konnte, und Lex und Tilli stellten die kühnsten Vermutungen auf, was

sich für die beiden auf der Tour ins Krankenhaus alles könnte ereignet haben.

Als sie nun eintraten und ihre Erlebnisse mitteilten und auch Herr Delmy mit großer Teilnahme von der seltsamen Geschichte und dem ungewöhnlichen Wesen des fremden Kindes erzählte, machte die Sache auf alle die Zuhörer einen großen Eindruck, aber auf jeden in einer anderen Weise. Die Mutter hatte ein herzliches Mitgefühl mit dem so zart und fein aussehenden Kinde, das nun wie ausgewurzelt im fremden Lande dastand und nach einem noch fremderen hinstrebte und sich nirgends mehr recht daheim fühlte. Max mußte sich im stillen, mit einem kleinen Ärger verbunden, sehr verwundern, daß Herr Delmy mit solchem Interesse von einem ganz ungebildeten und geringen Persönchen sprechen konnte. Lex holte auf der Stelle seinen Schulatlas hervor, um genau zu verfolgen, woher das Kind gekommen war und wo es durchgereist sein mußte, und Tilli fing gleich an auszudenken, wie es auch etwas Ähnliches ausführen könnte und so auf eine merkwürdige Weise ein wenig in der Welt herumfahren. Den ganzen Abend lang drehten sich auch alle Gespräche und alle Gedanken um die Erscheinung dieser kranken Irene herum, und längst hatten Lex und Tilli beschlossen, auch sie wollten einen Besuch im Krankenhaus machen, um selbst das Nähere dieser anregenden Begebenheiten in Erfahrung zu bringen und mit dem fremdartigen Kind ein wenig Freundschaft zu schließen. Selbst Max beschloß im stillen ungefähr dasselbe, doch wollte er seinen Entschluß ein wenig einkleiden.

Kapitel VI.

Im Krankenhaus.

Der Amtmann war am verflossenen Abend spät heimgekommen und am Morgen darauf auch später als gewöhnlich aus dem Hause getreten, um seine tägliche Wanderung durch die Scheune, den Stall und den Garten zu unternehmen und zu sehen, ob alles in Ordnung sei und seinen guten Fortgang habe. Als er vom Stalle her nach dem Garten ging, sah er schon von weitem den Gärtner Joseph dastehen wie eine Bildsäule, die den höchsten Grad des Schreckens darstellen soll.

„Nun, Joseph, was soll's geben?" rief der Amtmann und ging mit strammen Schritten auf den sprachlos Hinstarrenden zu; aber plötzlich hielt er mitten im Lauf inne, blieb wie festgewurzelt auf dem Flecke stehen und sah perfekt aus, als wäre er eben als Gegenstück zu dem Joseph auf den Platz gestellt worden. Was lag aber auch vor des Amtmanns Augen da! An dem schönen, neuen Spalier, da, wo gestern wohl noch zwölf bis fünfzehn der schönsten, größten Aprikosen noch unreif, aber im ersten, volle Süßigkeit verheißenden Goldschimmer geprangt hatten, war nicht eine mehr zu sehen. Ganze Haufen von Blättern waren mit heruntergerissen und lagen umher. Der Boden in der Nähe des Spaliers war völlig zerstampft, eine Menge junger Pflanzen umgeknickt, eingetreten; in den Blumenbeeten durch den halben Garten hin tiefe Tritte, kostbare Blumen und junge Bäumchen umgewürgt, zusammengetreten: — ringsum war eine solche Verwüstung, daß sogar der beherzte Amt-

mann eine Weile dastand wie gelähmt vor Schrecken; aber es dauerte nicht lange; mit einer Stimme, die auch den erstarrten Joseph sogleich lebendig machte, rief er: „Was ist das, Joseph?"

„Was ist es, Herr Amtmann?" rief dieser zurück. „Dieses Unkraut, dieses Un—Un—Unwesen, dieser Kesselflicker-Nichtsnutz hat's gethan! Ich hab' es wohl gedacht, es komme noch so; immer fährt es da herum, gestern Nacht noch, ich hab's wohl gesehen."

In diesem Augenblick sprang das Gatti über das Mäuerchen in den Garten herein, wie es öfter zu thun pflegte, und guckte nun mit ganz harmlosen Augen den Herrn Amtmann und den Gärtner an, die da standen.

„Komm hier her!" donnerte der Amtmann das Gatti an. Es kam ganz unerschrocken und stellte sich vor den Amtmann hin.

Jetzt war auch Herr Delmy hinzugetreten und schaute auf den zornsprühenden Amtmann und das angeklagte Kind, das vor ihm stand.

„Wann hast du das gemacht?" fragte der Amtmann mit einer Stimme, die einem Stärkeren Furcht eingejagt hätte. Aber das Gatti zuckte nicht einmal mit den Augen, und ziemlich trotzig sagte es: „Ich habe nichts gemacht."

„Was? Auch noch lügen!" donnerte der Amtmann wieder; „für dich giebt's nur ein Heilmittel."

Das Gatti machte furchtbare Augen, so wie eine kleine wilde Katze, die sich zum Sprung rüstet; aber der Amtmann fürchtete sich nicht vor Katzen. Seine aufgehobene Hand schlug zu; aber sie klatschte nicht auf Gattis Wange, wohin sie gerichtet war: mit großer Wucht war sie auf Herrn Delmys Rücken niedergefallen, der in einem Nu zwischen den Amtmann und das Kind getreten war.

Der Amtmann schaute betroffen einen Augenblick auf Herrn Delmy; dann sagte er voller Ärger: „Was soll das heißen, Herr Delmy? Bin ich denn schuld, daß so was Ungeschicktes passieren muß?" Dann wandte er sich und ging fort. Herr Delmy ging ihm nach.

„Sie dürfen mir nicht übelnehmen, was ich that, Herr Amtmann", sagte er in seiner gewinnenden Weise; „Sie sind ein gerechter Mann und Sie wissen wohl, eine ungerechte Strafe kann einen tiefen Eindruck in ein Kindesleben machen, der in seiner Weise verbitternd wirkt, — wie es Ihnen leid thun müßte, hätten Sie die Verantwortung dafür. Davor wollte ich Sie gern schützen, Sie zürnen mir gewiß deshalb nicht."

„Bah, bah", sagte der Amtmann immer noch in großer Aufregung, „von Ungerechtigkeit kann da keine Rede sein, es liegt ja alles klar am Tage; aber Menschen, wie Sie sind, wollen nichts Böses glauben, und wenn es noch so deutlich ist. Dafür kriegen Sie hier und da Püffe und Stöße, welche die anderen verdient haben, wie eben jetzt geschah. Ich war nicht schuld daran, Herr Delmy!" Damit trat der Amtmann ins Haus hinein, sichtlich schon ein wenig besänftigt.

Herr Delmy ging nach dem Garten zurück. Da stand das Gatti noch präcis auf demselben Fleck, wo er es verlassen hatte, wie festgebannt von einem überwältigenden Eindruck. Als er zu ihm herantrat, sagte es tief aufatmend: „Hat es stark wehgethan?"

„Nein, nein", sagte Herr Delmy lächelnd, „das hat nicht wehgethan; aber eines würde mir sehr wehthun: wenn du mir sagen könntest, was nicht wahr ist. Komm, Kind, gieb mir deine Hand und sage mir nun noch recht: hast du das auch nicht gethan?"

Das Gatti reichte seine Hand Herrn Delmy hin; es hatte zwei große Thränen in den Augen, und nun sagte es mit einer Stimme so zahm, wie nie zuvor: „Nein, ich habe es gewiß nicht gethan, und ich will Ihnen auf der Stelle immer alles sagen, was ich Leides gethan habe."

„Gut, Gatti, gut, das ist mir lieb", sagte Herr Delmy mit einem leisen Lächeln; „aber siehst du, noch lieber ist mir, wenn du kein Leides thust. Willst du mir nicht diese Freude machen, daß ich denken kann: Von heute an will Gatti so wenig Leides als möglich thun?"

„Doch, ich will", sagte das Gatti und sein Gesicht leuchtete in einem ganz neuen Ausdruck; denn daß es Herrn Delmy eine Freude machen könnte, das hätte es sich gar nicht denken können, und daß er sich um ein Gatti kümmern könnte, das doch alle Leute gering achteten, das ging dem Kinde tief zu Herzen.

Unterdessen war der Amtmann auf dem Hausflur mit dem Tilli zusammengetroffen, das zur Schule wandern wollte und wohl mit Gatti ein Zusammentreffen im Garten verabredet hatte.

„Tilli", sagte der Vater rasch, „nun hör und denk daran: dieses Kind Gatti bringst du nie mehr weder in unser Haus noch in unseren Garten, es soll sich nicht unterstehen, sich hier wieder blicken zu lassen. Weiter will ich es nicht bestrafen, wie sehr es auch Strafe verdient hätte."

Das Tilli war sehr erschrocken und betrübt über diesen Befehl, denn es hing sehr an dem lustigen Gatti, trotz seiner mannigfachen Untugenden. Daß es irgendetwas angestellt hatte, konnte sich aber das Tilli wohl denken. So wanderte es in sehr gedrückter Stimmung den Hügel hinab,

als es auf einmal mit lauter, fröhlicher Stimme vor sich her singen hörte:

„Jetzt geh' i in d' Beeren
Bergauf und bergab,
Und i kann dir nix geben,
Weil i selber nix hab'.

Und im Sommer da giebt es
Rote Rosen am Rain,
Dann geb' i dir d' Blumen
Und b'halt d' Dornen allein."

„Gatti! Gatti! Wart mir doch!" rief das Tilli, und einen Augenblick nachher war es an Gattis Seite, und da dieses so außerordentlich froh und guter Dinge war, so vergaß auch das Tilli in der kürzesten Zeit sein Leid und wanderte lustig plaudernd an Gattis Seite der Schule zu.

An demselben Abend, als Arbeit und Unterricht zu Ende waren, ging Max, mit sechs oder acht Büchern beladen, dem Krankenhaus zu. Er hatte mit Elsa abgeredet, er würde ihr alle die Bücher hinbringen, damit sie aus allen die Geschichten auswählen könne, die der Irene gefallen müßten, denn Elsa wollte ihr vorlesen. Sie hatte dem Max gesagt, er könne die Bücher nur in der Stube der Pflegerin niederlegen; aber er behauptete steif und fest, er müsse sie ihr selbst ins Krankenzimmer hereinbringen, sonst könnte eines verloren gehen. So hatte Max glücklich den Grund gefunden, der ihn notwendigerweise in das Zimmer des vielbesprochenen Kindes führte. Hier eingetreten, legte er seine Last auf das Tischchen am Bette nieder.

„O, wie viele! Wie viele!" sagte Irene in großem Erstaunen und streckte dem Max dankend ihre Hand ent-

gegen. Er stellte sich dann an ihr Bett, neben Elsa hin, und schaute zu, wie diese der Kranken die schönen Bilder aus einem der Bücher zeigte. Es waren große Blätter mit feingemalten Illustrationen darauf. Irenens Augen funkelten bei jedem Blatte mehr.

„O, wie schön! O, wie schön!" rief sie immer wieder aus und bewillkommte mit der größten Lebhaftigkeit jede neue Erscheinung von Menschen und Tieren und sprach zu ihnen, als ob sie leibhaftig vor ihr ständen, und ihre schmalen Hände waren die ganze Zeit in Bewegung, um die wechselnden Eindrücke von Wohlgefallen, von Erstaunen, von Beifall oder Abscheu darzustellen. Max schaute ganz verwundert zu und schien völlig vergessen zu haben, daß er nur die Bücher ablegen wollte. Jetzt trat Lex ins Zimmer mit dem großen Atlas unter dem Arm. Er trat gleich festen Schrittes zu Irene heran und legte den Atlas aufgeschlagen vor ihr auf das Bett.

„Komm, sieh, jetzt will ich dir gleich zeigen, was für eine furchtbar weite Reise du gemacht hast", sagte er ohne alle weitere Einleitung und verfolgte nun auf der Karte mit dem Zeigefinger die ganze Linie von Sorrent herauf bis nach Waldhausen. Da setzte er ab und schaute erwartungsvoll, welchen Effekt es auf Irene hervorgebracht habe, diese ungeheuere Reisestrecke so vor Augen zu sehen.

Es hatte aber gar keinen auf sie gemacht; sie schüttelte den Kopf und sagte: „O, das ist ganz anders weit!"

Nun merkte Lex, daß sie den Charakter einer Landkarte nicht begriff; da war nun eine gründliche Erklärung nötig. Er ging also mit dem Zeigefinger noch einmal zurück: „Du siehst doch hier Sorrent", erklärte er, „und dieses kleine Stückchen bis nach Neapel, siehst du? Und nun bist du

so weit gekommen, das macht gewiß hundertmal so viel solche Stückchen, und dann noch diese großen Berge, wo du durchgekommen bist; siehst du diese furchtbaren Berge?"

„Nein, ich sehe sie nicht", sagte Irene erstaunt.

„Aber ich meine ja nicht rechte Berge", verbesserte Lex, als er sah, daß Irene gar nichts von der Art bemerken konnte; „du siehst doch diese Berge, die eben Berge sein sollten?"

„Nein, die sehe ich auch nicht", versicherte Irene.

Lex war in großer Verlegenheit. „Du hast doch schon einen Berg gesehen?" fragte er nun, um ganz vorn anzufangen.

„O ja", versicherte Irene, „den Monte Sant Angelo."

„Also: nun mußt du dir denken, hier stehen wohl zehn oder zwölf solche Berge und noch viel größer."

„O! O!" rief Irene aus und schlug die Hände zusammen, wo sollten denn die Platz haben?"

„Aber ich meine ja gar nicht die lebendigen Berge von Stein und Erde", eiferte Lex. „Siehst du, so mein' ich's" — und Lex nahm eines der Bilderbücher zur Hand —: „da steht ein Kind, das ist auch nicht lebendig, aber du siehst doch, daß es ein Kind ist."

Irene schüttelte den Kopf und zeigte auf die Bergkette, die Lex ihr vorgewiesen hatte. „So sind Berge nicht", sagte sie, „der Monte Sant Angelo geht so": — und nun beschrieb sie mit ihrem Zeigefinger in der Luft die Linien des Berges, wie sie auf- und niedergehen. Jetzt erkannte Lex, daß er der Irene zuerst eine Menge von figürlichen Zeichen auf seiner Karte zu erklären hatte, und da sah er nun ein so großes Feld der Arbeit vor sich, daß er gleich mit aller Kraftanstrengung darangehen und heute noch ein gutes Stück abthun wollte, als er durch den Eintritt von

Tilli unterbrochen wurde, das gleich noch die Freundin Gatti mitführte. Das Tilli hatte sich nämlich ausgesonnen, man müsse das kranke Kind nun mit Gesang erfreuen, und es kannte keine unterhaltenderen Gesänge, als Gattis. So trat das Tilli gleich mit unternehmender Zuversicht an Irenens Bett heran und sagte: „Gelt, du willst gern, daß wir dir Lieder singen?"

Irene nickte bejahend und schaute verwundert auf die immer anwachsende Gesellschaft.

Das Gatti begann sofort mit frischer Stimme sein Lied zu singen, und voller Eifer sang das Tilli mit, denn von Gattis Liedern war ihm nun eine schöne Anzahl sehr geläufig geworden.

Die Sängerinnen waren eben gegen den Schluß von „Fiderix und Fiderax" angekommen, als die Thür wieder aufging und Herr Delmy eintrat. Er hatte den letzten Teil des Gesanges noch mit angehört. Es ging ein freudiges Lächeln über Irenens Gesicht, als sie Herrn Delmy erblickte; sie streckte ihm gleich die Hand entgegen. Er setzte sich an ihr Bett, die anderen standen alle um ihn herum, es war eine ganze Versammlung. Längst hatte sich die Feldmauserin mit Grimm gegen die Wand gekehrt und der Elsa heute gar keinen Bescheid gegeben auf ihre Nachfrage und ihren Besserungswunsch.

„So hörst du gerne singen, Irene?" fragte jetzt Herr Delmy.

„O ja", erwiderte sie, „aber ich kann jetzt gar nicht mehr singen, ich habe es probiert", und ihr gewohnter ernsthafter Ausdruck kam wieder in ihre Augen.

„Laß dich's nicht betrüben", sagte Herr Delmy in freundlichster Weise, „und damit du doch singen hörst,

kommen wir jeden Tag einmal zu dir und singen dir vor, und kannst du dann nicht laut mitsingen, so stimmst du doch leise mit ein."

„Kommen Sie auch mit?" fragte Irene.

„Gewiß, ich singe auch mit", versicherte Herr Delmy. „Alle, die wir hier sind, singen zusammen; auch Gatti kommt mit, sie hat eine gute Stimme und soll mit uns neue Lieder lernen."

Das Gatti wurde ganz rot vor Freude über diese Anerkennung und daß es alle Tage herkommen und hier mitsingen dürfte. Nun stand Herr Delmy auf und sagte, für heute habe Irene genug Besuch gehabt, und fragte sie, ob sie sehr müde sei. Aber sie erklärte, das sei sie gar nicht und der Nachmittag sei so schnell vergangen, sie habe ganz vergessen, daß sie krank sei. Herr Delmy trat noch an das Bett der alten Frau und sagte ihr einige freundliche Worte; aber sie that, als schliefe sie so fest, daß sie keine Gewalt erwecken könnte. Draußen vor dem Krankenhaus nahm Herr Delmy das Gatti an der Hand, so als habe er ihm etwas Besonderes zu sagen. Das merkten auch die anderen Kinder gleich und gingen hinterdrein.

„Gatti", sagte Herr Delmy, „du hast ja wohl gesehen, wie sauber gewaschen und schön ordentlich gekämmt und angezogen die Irene in ihrem Bette liegt? Siehst du, so macht man alle zurecht, die ins Krankenhaus kommen; aber dann müssen diejenigen, die sie besuchen, ebenso gut aussehen, das kannst du ja schon auch so machen, nicht wahr? Und dann die Stückchen, die dir da so herunterhängen, die kannst du schon ein wenig zusammenflicken; das hat dir wohl die Frau Amtmann auch schon gesagt?"

„O ja, und dann hab' ich's gleich wieder vergessen", sagte das Gatti.

„So, so, das dacht' ich mir schon; es wäre mir aber sehr lieb, wenn du's jetzt nicht vergessen wolltest. Du willst doch daran denken, Gatti, nicht wahr?"

„Ja sicher, und ich will's nie mehr vergessen", versprach das Gatti.

Auch das Tilli hatte noch eine Besprechung mit der Freundin vor.

Als Herr Delmy nun stillestand und das Gatti von der Hand ließ, zog Tilli es beiseite und sagte ein wenig zögernd: „Siehst du, Gatti, ich weiß nicht warum, aber du darfst ... du darfst ... siehst du, du darfst nicht mehr in unseren Garten und nicht mehr in unser Haus kommen."

Aber das Gatti antwortete gleich ermutigend: „Das macht jetzt gar nichts, Tilli; denn siehst du, ich darf alle Tage ins Krankenhaus kommen und du kommst auch und dann hab' ich jetzt so viel zu thun, daß ich fast nicht fertig werde."

„Aber, Gatti, du hast ja gar, gar nie etwas zu thun", sagte das Tilli ganz verwundert.

„Ja sonst schon, aber von heut' an hab' ich furchtbar viel zu thun", versicherte das Gatti, und ohne Säumnis lief es nachhaus', zog sein Röcklein aus, fädelte einen langen, langen Faden ein und fing an, so zu arbeiten, wie es in seinem Leben noch nie gethan hatte.

Am folgenden Morgen wurde vor dem Krankenhaus ein Klavier abgeladen, in das Zimmer, wo die Irene lag, hineingetragen und dort an die Wand gestellt. Das hatte alles Herr Delmy noch am vorigen Abend angeordnet, denn die Frau Amtmann hatte ihm auf seine Frage geantwortet, er werde wohl aus dem Wirtshaus für einige Zeit ein Klavier zur Miete bekommen können. So war es auch,

und gleich den Tag darauf konnte die Sache nach Herrn Delmys Wunsch in Ordnung gebracht werden. Nach Abrede erschienen auch die Kinder des Amtmanns mit Herrn Delmy gegen Abend im Krankenhaus, wo ein Wesen auf sie wartete, unter der Hausthür stehend, das eine so merkwürdige Veränderung erlitten hatte, daß es kaum mehr zu erkennen war: es war das Gatti. Es mußte sich sehr stark abgefegt haben, denn überall war seine Haut noch dunkelrot vom Abreiben. Seine Haare hatte es vermittelst einer beträchtlichen Portion Wasser so an den Kopf festgeklebt, daß nicht ein einziges Härchen aufstand. Die Fetzen seines Röckleins hatte es alle zusammengezogen und in einer Weise an einander festgeflickt, daß es nun wie in einem engen Sack steckte und ganz kleine Schritte nehmen mußte, denn da war kein Platz mehr zu einer richtigen Bewegung. Dafür war aber alles fest und ganz an einander und nicht ein einziger hängender Fetzen mehr zu sehen.

Herr Delmy schüttelte dem erneuerten Gatti freundlich die Hand, und Elsa beschloß bei dem Anblick, die Mutter zu Hilfe zu rufen, daß wieder ein Kleid von Tilli an das Gatti übergehe, damit dieses wieder zum notwendigen Raum für die Bewegung seiner Glieder gelange. Im Krankenzimmer setzte Herr Delmy sich ans Klavier und spielte die Weisen, die er mit den Kindern singen wollte. Das war nun eine andere Art von Liedern, als das Gatti sie sang, aber sie mußten der Irene wohl gefallen, denn sie beugte sich ganz vor in ihrem Bett, um auch keinen Ton zu verlieren. Nun begann der Gesang, und der tönte so frisch und schön, daß auch die alte Feldmauserin sich heimlich von der Wand umkehrte und lauschte.

Kapitel VII.

Nach den schönen Hügeln.

Einige Tage nachher trat Herr Delmy ins Wohnzimmer ein, wo die Frau Amtmann allein bei ihrer Arbeit saß; er hielt einen Brief in der Hand.

„Vom Pater Benedetto aus Sorrent", sagte Herr Delmy, indem er den Brief der Frau Amtmann hinhielt. Es war ein sehr dicker Brief, da konnte viel darin stehen; doch waren auch die Buchstaben so groß und dick, daß ein einziger Satz sich über viele Linien hin verbreitete. Der Brief war italienisch geschrieben; so bat die Frau Amtmann den Herrn Delmy, ihr die Worte ins Deutsche zu übertragen.

Zuerst kam eine große Anerkennung dafür, daß man so weitläufig Bericht erstattet habe über das betreffende Kind und daß man sich seiner so gut annehme, worüber die Mutter sehr froh und befriedigt sei und auch sehe, daß das Kind viel besser versorgt sei und es in allen Teilen besser habe, als wenn es zuhause wäre. Das Kind sei auch unzweifelhaft in die besten Hände gefallen, das könne er, Pater Benedetto, schon daraus ersehen, daß der Versorger des Kindes (worunter er den Herrn Delmy verstand) einen so perfekten italienischen Brief schreibe. Hierauf erfolgte eine Art Lebenslauf der Irene, da der Herr Delmy ihrem Sein und Leben in Sorrent nachgefragt hatte. Irene sei immer ein eigenes Kind gewesen, erzählte der Pater, über das sich die Mutter schon früher bei ihm beklagt habe. Nicht, daß das Kind bösartig oder ungezogen gewesen wäre, im Gegenteil, es wollte nie mit anderen Kindern zu thun

haben, weil sie ihm nicht recht waren, nicht manierlich und sauber genug. Die Mutter lebe in sehr beschränkten Umständen; da habe sie denn auch nicht gerade die sauberste Ordnung in ihrem Häuschen und verstehe sich auch nicht so auf ein regelmäßiges Wesen, sondern sie lasse alles so laufen, wie es laufe, und liegen, was liege; und wie es so bei ihr aussehe, das achte sie nicht. Aber das Kind sei nun immer anders gewesen, ihm habe nur gefallen, was schön war und gut aussah, und nur mit den Herrenleuten wollte es gern zu thun haben, und es selbst habe auch immer so ausgesehen, als gehöre es nicht da hinein, wo es aufgewachsen war. Vor einiger Zeit sei dann ein fremder Herr gekommen, ein Kranker, der habe eine Wohnung nicht weit vom Häuschen der Frau weg bezogen und sei längere Zeit in Sorrent geblieben. Da habe er denn Irene gesehen und ihr das Amt eines täglichen Begleiters übertragen. Auf allen seinen Gängen habe sie mitgehen und ihm seine kleinen, notwendigen Sachen nachtragen müssen. Das sei nun ein sehr vornehmer und ein guter Herr gewesen und die Irene habe ihm sehr angehangen und habe sich so an seine Art und Weise gewöhnt, daß sie nun erst recht nicht mehr zu den eigenen Leuten gehört habe. Sie sei geworden wie ein Fremdes, das mit nichts mehr zusammenhing, als mit dem fremden Herrn. So sei es denn ganz schlimm gekommen, wie der kranke Herr fortgereist sei nach Capri hinüber und dort gestorben sei. Von da an habe die Irene wie ein Fieber in sich gehabt, das sie forttrieb, und die Mutter sei endlich froh gewesen, als ein Verwandter versprochen habe, sie mitzunehmen auf seine Geschäftsreise, da sie ihm dabei von Nutzen sein könnte. Der habe dann die Nachricht gebracht, Irene sei von einer Bekannten von ihm an Kindes-

statt angenommen worden, bei der sie es sehr gut haben werde. Die letzte Nachricht sei ihnen nun unerwartet gekommen, und es thue der Mutter wohl leid, daß die Irene krank sei, aber sie sei doch froh, daß sie es so gut habe dabei, viel besser, als sie es zuhause dabei haben könnte. — Am Schluß kamen nun noch allerlei Danksagungen von der Mutter und auch dem Pater Benedetto selbst, und die Überzeugung wurde noch ausgesprochen, daß so gute Menschen der Irene, wenn sie dann wieder gesund sein werde, und nun doch so weit von der Heimat entfernt sei, gewiß auch weiter beistehen würden.

Als Herr Delmy zu Ende gelesen hatte, sagte die Frau Amtmann in sehr betrübtem Ton: „Das arme Kind! Es hat ja gar keine Heimat mehr, denn da, wo es hingehört, würde es sich gewiß nur noch viel mehr fremd fühlen als vorher schon, und mir scheint auch, seine Leute daheim haben dasselbe Gefühl und nehmen an, es sei gut so, daß es gleich fortbleibe. Aber wo soll dann das arme Kind hin? Es ist ja noch viel zu jung, um für seinen Unterhalt zu arbeiten, und in der Welt herumziehen soll es doch auch nicht länger, das können wir nicht zulassen; was soll nur aus ihm werden?"

„Das weiß der liebe Gott am besten", sagte Herr Delmy ruhig, „und wenn die rechte Zeit da ist, werden wir sehen, daß Er eine Heimat für das Kind hat. Vorläufig bleibt es bei uns, wer weiß, wie lange noch; das Fieber zehrt so an ihm, daß es jeden Tag ein wenig schmäler wird."

„Man muß ihm wieder Kraftsuppe kochen", sagte die Frau Amtmann und ging gleich, die Sache auszuführen und nach Irene zu sehen, denn auch die Frau Amtmann

machte ihre Besuche im Krankenhaus, aber sie hatte ihre eigenen Stunden dazu.

Etwas später ging auch Herr Delmy dem Krankenhaus zu. Er brachte Irene die Nachrichten und Grüße von ihrer Mutter und dem Pater Benedetto. Irene nahm ganz gelassen alles auf. Eine kleine Weile beobachtete Herr Delmy schweigend das Kind, dann sagte er: „Irene, hast du kein Verlangen, wieder nachhause zu kommen?"

Irene schüttelte den Kopf und sagte leise, aber bestimmt: „Nein!"

Wieder eine Weile lang schwieg Herr Delmy, dann fuhr er fort: „Daß dir dein Verlangen, nach Schlesien zu kommen, nicht erfüllt worden ist, darf dir nicht leid thun, Irene. Sieh, solche Menschen, wie du sie dort zu finden glaubtest, giebt es nur im Himmel. Dort sind sie alle so gut und vollkommen, wie du sie in Schlesien wähntest, und dort sind sie auch alle für immer froh und gesund. Da stirbt uns niemand mehr und keiner hat irgendein Leid zu tragen. Wolltest du nicht noch viel lieber in den Himmel gehen als nach Schlesien?"

Irene dachte ein wenig nach, dann fragte sie: „Kommen Sie dann auch?"

„Alle, die wir hier zusammen sind, kommen, will's Gott, nach einer Zeit droben im Himmel wieder zusammen, und dann gehen wir nie mehr von einander", war Herr Delmys Antwort.

Irenens Augen leuchteten. „O, dann ist's schön droben", sagte sie, „dann wollte ich wohl gern hinkommen." —

Für die Kinder hatte das Krankenhaus täglich mehr Anziehungskraft und überwog nun alle anderen Interessen. Sogar die Postfahrten waren ganz eingegangen, die sonst

in dieser Jahreszeit die Hauptunterhaltung bildeten, und die Kinder alle stimmten darin überein, ein so netter Sommer sei noch gar nicht dagewesen. Jedes von ihnen hatte auch seine eigenen Absichten und seinen besonderen Zweck bei seinen Besuchen im Krankenhaus. Max hatte gleich bei seinem ersten Erscheinen die Entdeckung gemacht, daß die Irene so ganz andere Bewegungen und eine so andere Art zu sprechen habe, als alle Kinder in ganz Waldhausen, und auch, daß ihr Gesicht so fein geschnitten sei und überhaupt ihr ganzer Anblick etwas so Vornehmes habe, daß es klar am Tage liege, sie sei so eines von den gestohlenen Kindern aus einem Fürstenhaus, wie das oft vorkomme, besonders in Italien; da könne man die merkwürdigsten Geschichten darüber lesen.

Diese Ansicht machte nun in seinen Augen die Irene sehr anziehend, und da sie daneben mit ihrem Wesen voller Anmut und Lieblichkeit auf ihn wie auf jedermann eine große Anziehung ausübte, so verwandte Max so viel Zeit als möglich dazu, mit Irene ihre Erinnerungen an Sorrent zu besprechen, um den Faden zu entdecken, an dem er ihre fürstliche Herkunft herauswickeln könnte.

Elsa konnte es gar nicht genug bekommen, die Irene erzählen zu hören, denn zu Elsa sprach diese am meisten und erzählte ihr von ihrem guten Herrn alles, was sie erlebt hatte mit ihm. Sie wurde nicht müde ihn zu schildern, wie er so ganz anders und so viel herrlicher gewesen sei als alle Menschen in Sorrent, und wie sie auch fast nicht mehr habe leben können, als er gestorben war, denn viele, viele Monate lang sei sie immerfort mit ihm gewesen auf allen seinen Gängen.

Von ihrem verlorenen Herrn ging sie dann immer auf den Herrn Delmy über, denn das war der einzige Mensch,

der ihrem Herrn ähnlich war, wie Irene der Elsa wiederholt versicherte.

Lex kam noch immer regelmäßig mit dem Atlas unter dem Arm im Krankenhaus an, denn es war ihm eine ernste Angelegenheit, der Irene einige Klarheit über die geographischen Verhältnisse beizubringen. Er fand aber so wenig Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen; immer kamen wieder die anderen Geschwister mit ihren Ansichten dazwischen und Irene hatte noch so wenig von seinen Erklärungen profitiert!

Tilli und Gatti erschienen immer zusammen und waren überzeugt, daß Irene ihrer Unterhaltung vor allem bedürftig sei.

So gingen die Tage dahin. Jeden Abend wurden in Irenens Zimmer ein paar Lieder gesungen; immer brachte Herr Delmy wieder neue hinzu. Diese wurden dann zu den alten einstudiert, und so hatte die Gesellschaft eine ganze Reihe schöner Lieder durchzusingen. Wenn man aber Irene fragte, was sie noch gerne hören wollte, dann sagte sie jedesmal: „Jetzt noch von den schönen Hügeln."

Herr Delmy stimmte dann an und alle die frischen Stimmen fielen ein und sangen:

„Über ein kleines da brechen die Fesseln und Riegel,
Schwingt der gefangene Fremdling die siegenden Flügel,
Zieht aus dem Haus
Trauriger Knechtschaft hinaus,
Heim auf die rosigen Hügel."

So hatten die Kinder eben wieder auf Irenens Wunsch zum Schluß des Abends gesungen und gingen nun eins nach dem anderen der Thür zu. Als Elsa beim Bett der alten Feldmauserin vorbeiging, winkte ihr diese heimlich, daß sie

zu ihr herantrete; aber erst als alle anderen, auch Herr Delmy, aus dem Zimmer fort waren, sagte die Frau: „Elsa, du bist ein gutes Kind, und ich möchte dir so gern etwas sagen; aber gelt, du bist bös' mit mir?"

„Nein, gewiß nicht", sagte Elsa ganz erfreut, daß die Frau einen so veränderten Ton in ihrer Stimme hatte.

„Ja, du hättest doch alle Ursache", fuhr die Alte fort, „ich war ja grob und leid mit dir; aber siehst du, wenn es einem so schlecht geht, und man denkt, die anderen haben es gut, dann kommt's einem so, daß man von allem nichts mehr wissen will. Aber ich habe gesehen, wie gut ihr mit dem verlaufenen Kind seid; und siehst du, ich bin auch so wie festgenagelt, wie hinter den Riegeln, so wie ihr singt, und ich möchte auch so gern auf und davon und auf die schönen Hügel, wo es einem einmal wohl werden könnte. Ach, wenn ich nur wüßte, wie ich auch dahin käme! Elsa, was meinst du, daß ich thun könnte? Ach, du weißt nicht, wie das ist, so manche Stunde der Nacht so da zu liegen in den Schmerzen, und ach, so fest gebunden, ja, ja, so mit Fesseln und Riegeln, wie ihr's singt."

Elsa schaute mit großem Mitleid auf die arme Frau, die jetzt ein paar Thränen wegwischte mit der mageren, zitternden Hand.

„Ihr müßt nur recht zum lieben Gott beten, dann hilft Er Euch gewiß", sagte jetzt Elsa.

„Meinst du? Ja, ja, ich glaube auch, daß du recht hast; aber siehst du" — hier zog die Alte Elsa näher zu sich heran und hielt sie fest, so, als suche sie einen Halt an ihr —, „siehst du, es ist schon so lange, seit ich das so recht thun konnte; kannst du mir nicht etwas vorbeten?"

Elsa faltete ihre Hände und sagte der Frau ihr Gebetlein vor, das sie selbst jeden Abend betete:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Augen zu.
Vater, laß das Auge dein
Über meinem Bette sein!

Hab' ich unrecht heut' gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an.
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut."

„Ja, ja, das ist ein Gebetlein für mich! Ich bin auch so müde und will gern zur Ruhe gehen. ‚Macht ja allen Schaden gut!' Sag es doch noch einmal!" bat die Alte.

Elsa sagte es gleich noch einmal.

„Macht ja allen Schaden gut", wiederholte die Alte noch einmal. „Ach, sieh, Elsa, da drinnen ist so mancher Schaden" — die Alte zeigte auf ihr Herz dabei —, „das kommt mir denn alles so in den Sinn in den langen Nächten und macht mir angst. Glaubst du auch sicher, daß aller Schaden wieder gut gemacht werden kann, er mag sein, wie er will?"

„Das weiß ich nicht so recht, aber ich will den Herrn Delmy fragen", sagte Elsa.

„Nein, nein!" rief die Frau erschrocken aus, „zu dem mußt du nichts sagen, der würde mir nur noch ängster machen, das weiß ich schon. Und jetzt ist er auch bös' mit mir, denn er hat ein paarmal mit mir reden wollen, aber ich habe ihm nie Antwort gegeben und habe mich immer umgekehrt, oder gethan, als hörte ich ihn nicht."

„O, Herr Delmy ist gar nie böse, gar nie, und ich weiß schon, daß er Euch nicht angst macht", versicherte Elsa. Dann gab sie der Frau die Hand, denn es war schon fast dunkel geworden, sie mußte nun nachhause gehen. Die Alte drückte der Elsa vielmal die Hand und bat sie, daß sie doch morgen wieder zu ihr komme, und Elsa versprach es auch mit frohem Herzen; die alte Frau war ja so anders als vorher, und Elsa hatte solches Mitleid für sie und hätte gern gleich alles mögliche Gute für sie gethan. Sie lief auch, was sie konnte, nachhause und suchte den Herrn Delmy auf, um ihm alles zu erzählen.

Am anderen Tage saß Herr Delmy lange Zeit am Bette der alten Frau; er mußte wohl tröstliche Worte für sie gefunden haben, denn als er ihr Bett verließ, sah sie aus, als sei ihr eine große Freude widerfahren, und von dem Tage an konnte sie es fast nicht erwarten, daß Herr Delmy wieder ins Zimmer eintrat. Wollte er dann nach langer Zeit, die er immer an ihrem Bette zubrachte, wieder fort, so hielt sie erst seine Hand noch eine ganze Weile lang fest, als wäre diese ein Anker, an den sich anzuklammern ihr eine große Beruhigung gewährte.

Irene wurde täglich ein wenig schmaler und ein wenig kraftloser, aber immer war sie in ihrer stillen Weise froh und voller Dank für alle Freundlichkeit, die ihr dargebracht wurde. Standen am Abend die Amtmannskinder und Herr Delmy noch um ihr Bett herum, dann funkelten ihre Augen in Liebe und Freude, und ihre Blicke gingen von einem zum anderen, als wollte sie jedem ein besonderes Wort des Dankes sagen.

Als nach einem solchen Abend die Pflegerin früh am Morgen an Irenens Bett trat, lag das Kind ganz still,

den Kopf auf den Arm gelegt, so, wie zu einem guten Schlaf gebettet, auf seinem Kissen. Es sah schneeweiß aus und ein friedliches Lächeln lag auf seinem stillen Gesichtchen.

Die Pflegerin lief schnell nach dem Amthaus hinauf.

Bald nachher kam Herr Delmy mit den Kindern; sie standen alle um Irenens Bett herum und schauten auf das friedliche Gesichtchen.

„Irene ist heimgegangen auf die rosigen Hügel", sagte Herr Delmy, „da ist ihr wohl für immer."

Die Kinder weinten leise. Nun sollten sie nie mehr sehen, wie die freundlichen Augen der Irene in Freude aufleuchteten und ihr ganzes, ausdrucksvolles Gesichtchen ihnen Dank und Willkommen entgegenlächelte, wenn sie bei ihr eintraten. Noch einmal kamen sie, eins nach dem anderen, zu Irene heran, erfaßten ihre schmale Hand und sagten ihr leise Lebewohl; dann folgten sie Herrn Delmy und verließen das Haus.

Die alte Feldmausers-Frau hatte sich jetzt mit Mühe ein wenig aufgerichtet, um zu Irene hinüberzuschauen.

„Ach, ach", jammerte die Alte, „hätte mir nur das Kind noch ein wenig gewartet, ich wäre so gern mit ihm gegangen; wenn ich ihm doch noch nachkäme!"

Und die alte Frau sollte dem Kinde noch nachkommen. Schon am nächsten Tage schloß auch sie ihre müden Augen, und beide wurden mit einander hinausgetragen auf den sonnigen Kirchhof und mit einander in die Erde gelegt.

Dann kamen die Amtmannskinder und brachten so viele schöne Blumen auf den Grabhügel, daß er aussah wie der lieblichste Garten, und so blieb er, denn er wurde nicht vergessen; immer kamen wieder frische Blumen darauf aus des Amtmanns Garten.

Das Tilli aber hatte seinen Plan aufgegeben, ein wenig in der Welt herumzuziehen, denn daheim zu bleiben kam ihm doch sicherer vor, als so weit wegzukommen, wie Irene gekommen war.

Kapitel VIII.

Der Amtmann erlebt, was er nicht erwartet hat.

Am ersten Sonntag nach dieser großen Veränderung im Krankenhaus und nicht weniger im Amthaus, wo die Kinder nun wieder zu einer ganz anderen Anwendung ihrer Freistunden übergegangen waren, schien die Sonne so schön und fröhlich über Waldhausen hin, als ob das alles in Freude aufgehen müßte. Aber am Mittagstische des Amtmannes sah es noch nicht ganz so aus; es lag wie ein Druck in der Luft, der die rechte Freudigkeit nicht wollte aufkommen lassen. Der Amtmann war eben noch im Garten gewesen und hatte gesehen, wie die ersten Butterbirnen am Spalier goldig angehaucht waren; aber er hatte nicht mehr die rechte Freude daran, wie vorher an den Aprikosen. Seit jenem Erlebnis und der kleinen Scene mit dem Gatti war dem Amtmann etwas im Gemüt sitzen geblieben, was ihn störte; er wußte selbst nicht recht, was es war, er wollte auch am liebsten gar nicht mehr daran denken; aber wenn er an die Früchte kam, brachten ihm diese die Sache immer wieder in Erinnerung.

„Das verwilderte Kind hat doch noch eine gute Seite, daß es folgen kann“, sagte jetzt auf einmal der Amtmann

am Tisch, „ich habe es nie mehr mit einem Auge erblickt, seit ich ihm verboten habe, sich wieder zu zeigen."

„Das ist schade, Herr Amtmann", sagte Herr Delmy; „Sie würden das Kind so verändert finden, daß Sie Ihre Freude daran haben müßten. Es ist ein völlig erneutes Wesen, seit es sich schön sauber hält und in einem guten Kleide der Tilli einherschreitet; haben Sie das nicht auch bemerkt, Frau Amtmann?"

„Gewiß, und mit großer Freude", erwiderte diese, „und was mich noch mehr freut, ist, daß mir die Leute alle sagen, die jüngste Zeit habe man nichts mehr davon gehört, daß das Gatti etwas angestellt habe, und ich sehe auch, daß jetzt alle Leute das Kind so gern mögen; es ist eine merkwürdige Umwandlung mit ihm vorgegangen."

„Gut, wenn's so bleibt", sagte der Amtmann beschließend, denn er wollte jetzt gern auf einen anderen Gegenstand übergehen. „Mein Krankenhaus werde ich nun schließen können, Mühe und Kosten einstecken, die Betten verschenken und das Haus verfallen lassen. Was meinen Sie, Herr Delmy? Nachdem zwei mit einander dort hinausgetragen worden sind, wird gar keines mehr hinein wollen." Der Amtmann sprach sehr aufgeregt, denn das war sein empfindlichster Punkt.

„Ich hoffe, es kommt nicht dahin", sagte Herr Delmy. „Unser Krankenhaus verfallen zu sehen, wenn ich je wieder nach Waldhausen käme, wäre mir ein großes Leid. Wie lieb ist mir dieses Haus geworden, wie lieb das ganze, liebliche Waldhausen! Es wird mir schwer werden, mich davon loszureißen; und doch naht nun die Zeit mit schnellen Schritten heran; mit den letzten Oktobertagen muß ich Abschied nehmen."

Während des Mittagessens war das Mädchen wohl schon sechsmal hereingekommen, um dem Amtmann zu melden, es sei wieder jemand gekommen, der mit ihm zu sprechen begehre.

Jetzt trat es wieder ein und fragte, ob es vielleicht die Leute auf später bestellen sollte; eben seien noch drei mit einander gekommen, und jetzt ständen gewiß zehn draußen und warteten auf den Herrn Amtmann.

„Ich komme! Ich komme!" rief dieser dem Mädchen zu. „Daß sie doch alle am Sonntag kommen müssen mit ihren Angelegenheiten! Freilich viele haben ja auch keine andere Zeit." Damit stand der Amtmann auf und verließ das Zimmer.

Herr Delmy folgte ihm gleich nach; er trat in den Garten ein und wanderte da in Gedanken versunken zwischen den Blumenbeeten hin und her.

Herrn Delmys Worte mußten unterdessen stark in den Gemütern gearbeitet haben, denn sobald er die Thür hinter sich geschlossen hatte, stand Max auf vom Tisch und rannte in der höchsten Aufregung in der Stube auf und ab, indem er leidenschaftlich ausrief: „Dann geh' ich auch! Dann geh' ich auch! Wenn der Herr Delmy fort ist, dann kann es kein Mensch mehr in Waldhausen aushalten!"

Elsa hatte sich in eine Ecke am Fenster gesetzt; sie hatte die Hände in den Schoß gelegt und sah aus, als ob sie eben geopfert werden sollte. — Lex war sitzen geblieben; er hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und stützte seinen Kopf damit. Jetzt sagte er in dumpfem Ingrimm: „Wenn es so zugehen soll, daß der Herr Delmy für immer fortgeht, so will ich lieber nichts mehr lernen und gleich ein Bauer werden, heute noch."

Das sonst so ruhelose Tilli war ohne Regung neben ihm sitzen geblieben; es machte ganz erschreckliche Augen. Jetzt brach es auf einmal aus: „Ja, wenn es doch jetzt mit allem aus ist, mit der Irene und mit dem Gatti, und dann noch mit dem Herrn Delmy, so weiß ich auch gar nicht, warum man noch leben muß.“

„Kinder“, sagte die Mutter jetzt, „nun wollen wir einen Gang zusammen machen; draußen unter dem schönen, blauen Himmel wollen wir uns unter einander trösten über Herrn Delmys Weggehen, so gut es geht. Wir sind alle nach dem Pfarrhaus Wildbach eingeladen, da könnt ihr euch bei euern Freunden ein wenig erholen.

Augenblicklich schoß das lebensmüde Tilli auf wie ein Pfeil und lief davon, um seinen Hut zu holen, sehr beglückt über die Aussicht, die sich aufgethan hatte. Im Pfarrhaus Wildbach hatte es ja eine Hauptfreundin, und so mit allen auszuziehen, war ihm unerwartet erfreulich.

Auch den anderen war der Gang willkommen, und so zogen sie alle viere aus mit der Mutter, sollten aber für den Anfang nicht weit kommen. Draußen auf dem Platz standen bei zehn oder zwölf Personen, Männer und Frauen, um den Amtmann herum; sie sprachen alle durch einander und hatten sichtlich dringende Bitten vorzubringen, denn es drängte immer einer den anderen wieder ein wenig zurück und versicherte laut, er sei gewiß der Bedürftigste. Der Amtmann stand mitten in dem Knäuel und hob in ziemlicher Aufregung die Arme auf und nieder, und immer wieder sagte er auf die eine und dann auf die andere Seite: „Ich sag's euch ja, ich will ja gern allen helfen, nur nicht allen auf einmal, es geht nicht.“

Als er seine Frau erblickte, winkte er sie zu sich heran:

„Vielleicht kannst du uns ein wenig nachhelfen“, rief er ihr entgegen; „was meinst du, was die Leute alle von mir wollen? Alle haben Kranke daheim, die sie ins Krankenhaus bringen möchten. Könntest du drei fertige Betten aus unserem Haus hinüberliefern? Ich denke, wir können eher auf den Ersatz warten als die Kranken; so könnten wir dann gleich beinahe alle unterbringen.“

Die Frau Amtmann mußte sich sehr verwundern über diese Nachricht. Sie sann ein wenig nach und besprach sich dann noch leise mit ihrem Manne; aber bevor sie noch ausgeredet hatten, kam schon wieder eine Frau keuchend den Berg herauf und drückte sich gewaltsam durch die Leute bis zum Amtmann heran, wo sie gleich einen großen Jammer aufschlug, daß ihr so viele zuvorgekommen seien und sie doch seine Hilfe so nötig habe. Jetzt suchte die Frau Amtmann wegzukommen, aber es war nicht so leicht, denn jeder wollte sich noch ihrer Fürsprache versichern und von vorn und von hinten und auf beiden Seiten redeten die Leute auf sie ein. Endlich kam sie doch heraus und wanderte nun mit den Kindern durch die sonnigen Wege unter den rotschimmernden Apfelbäumen dahin.

Unterdessen jammerte die Frau immerfort an den Amtmann heran und klagte ihm ihre Not, wie sie mit ihren fünf Kindern, für die sie zu sorgen habe, fast nicht durchkomme, und dazu habe sie nun schon seit einem Vierteljahr den Mann zu pflegen in seiner bösen Krankheit, und der Doktor könne so selten kommen, weil sie so weit von ihm wohnten. So habe sie nun so fest gehofft, sie könne den Mann bald ins Krankenhaus bringen, der Herr Amtmann sollte doch ein Einsehen haben und ihr die Erlaubnis dazu geben, es sei gewiß kein Mensch deren so bedürftig wie sie.

„Frau", sagte der Amtmann, als er endlich zum Worte kam, „wenn ich nicht irre, so seid Ihr dieselbe, die ich etwa vor einem Vierteljahr einmal beim Doktor angetroffen habe, und der wir beide schon damals gesagt haben, Ihr solltet Eueren Mann ins Krankenhaus bringen, für Euch sei es eine große Erleichterung, und er werde da verpflegt werden, wie Ihr es ja nicht thun könnt. Warum habt Ihr's denn damals nicht gethan, und heute thut Ihr, als wäre es das größte Glück für Euch und ihn, daß er da hineinkäme?"

„Ach, mein Gott, Herr Amtmann", sagte die Frau ein wenig verlegen, „ich bin freilich die Frau; aber der Herr Amtmann weiß nicht, wie es dann so geht, und wie dann die Leute kommen und einem so dies und das sagen und man solle sich inacht nehmen, man wisse gar nicht, was in einem solchen Krankenhaus mit den Kranken angefangen werde, und natürlich, dann hat man eben Furcht, und ... und ..."

„Und glaubt natürlich all' den Leuten, die nichts wissen, mehr als dem Doktor und dem Amtmann, welche die Sache kennen und wissen, was sie Euch sagen. Aber jetzt sagt mir, wem habt Ihr diesmal geglaubt, mehr als dem Doktor und dem Amtmann und allen anderen Leuten dazu?"

Die Frau machte einige verlegene Bewegungen und schwieg.

„Jetzt hört, Frau", fuhr der Amtmann fort, „es fängt an, mich wunderzunehmen, wer euch alle mit einemmal von der Vortrefflichkeit einer Sache überzeugen konnte, von welcher der Doktor und ich euch zu hundert Malen geredet haben, ohne daß ihr uns ein Wort geglaubt habt. Denn das habe ich wohl bemerkt, alle die anderen haben, wie Ihr, auf einmal eine völlig andere Ansicht über die Dinge, die in unserem Krankenhaus vor sich gehen. Keiner von

allen aber will mir antworten, woher das kommt, meiner Frage danach weichen sie alle aus; aber nun will ich wissen, wer euch alle so umgewandelt hat. Wenn Ihr mir nun sofort klar und offen sagt, wie es so gekommen ist, so will ich für Eueren Mann noch einen Platz finden, daß Ihr ihn morgen schon bringen könnt."

„Gott Lob und Dank!" sagte die Frau hocherfreut. „Jetzt will ich auch gleich alles sagen. Es war ja so ein verlaufenes Kind aufgenommen worden im Krankenhaus, und da weiß ich denn nicht, wie es kam, aber des Kesselflickers Gatti kam alle Tage dahin und sah nun so alles, wie es zugeht da, und es lief in alle Häuser, Scheunen und Löcher hinein — denn es fährt überall herum —, und überall konnte es gar nicht genug erzählen, wie die Leute es haben im Krankenhaus, und wie man sie behandle, so mit Güte, und thue, als wäre jedes etwas Besonderes, und gerad' das verlaufene Kind, so eines, wie man sie sonst ja gar nicht achtet, das habe ein Leben gehabt wie eine Königin. Und das Kesselflickerkind sagte zu jedem im größten Ernst, es wüßte gar kein größeres Glück auf der Welt, als wenn es etwa einen Arm oder ein Bein brechen könnte, daß es auch eine Zeit lang ins Krankenhaus käme; so gehe es da zu. Und nun kann ja der Herr Amtmann schon begreifen, das Gatti ist ja eines wie wir und redet zu uns so, wie es denkt, so eines kann ja keine Hintergedanken haben."

„So wie der Doktor und der Amtmann", ergänzte dieser, „so wird's gemeint sein. Es ist aber recht, daß Ihr mir die Sache klar gemacht habt, und nun halt' ich mein Versprechen, morgen könnt Ihr den Mann bringen."

Die Frau nahm unter vielen Danksagungen Abschied

und entfernte sich mit den letzten, die von der Schar noch stehen geblieben waren. —

Als spät unter dem schimmernden Sternenhimmel hin die frohe Gesellschaft aus Wildbach heimkehrte, begleitet von Herrn Delmy, der den Zurückkehrenden zu aller Freude und Überraschung weithin entgegengekommen war, empfing der Amtmann sie in sehr angeregter Stimmung.

„Ich muß einen Anbau an mein Krankenhaus machen, was sagen Sie dazu, Herr Delmy", rief er diesem gleich entgegen. „Eine ganze Schar von Leuten ist heute dagewesen, und nach ihrer Aussage würden diese Woche noch wohl so viele an mich gelangen; nicht nur von Waldhausen, aus allen Nachbargemeinden wollen sie ihre Kranken bei uns versorgen, und durch wen glauben Sie, daß unser Haus auf einmal zu dem Ruf gekommen ist?"

Und nun erzählte der Amtmann, was ihm die Frau mitgeteilt hatte, und wie die Erzählungen des Kesselflickerkindes mit einem Schlage bei den Leuten bewirkt hätten, was er und der Doktor seit einem Jahr mit allen Reden und Versprechungen vergebens angestrebt.

„Das freut mich! Das freut mich recht von Herzen!" sagte Herr Delmy; „aber nun werden Sie auch das Kind wieder in seine alten Rechte einsetzen, Herr Amtmann, nun darf es sich doch wieder bei uns zeigen?"

Das hocherstaunte Tilli sperrte ganz erwartungsvoll seine Augen auf und lauschte gespannt auf des Vaters Antwort.

„Gewiß, das wirst du thun", fügte die Frau Amtmann bei; „laß das Gatti wieder herkommen in Haus und Garten, wie ehemals, es soll ihm alles verziehen und vergessen sein."

„Nein, nein! Das geht nicht! Das kann nicht sein!" wehrte der Amtmann; „jetzt ist ja im Garten gerade die

Hauptzeit der schönen Früchte; es wäre ja das Kind in Versuchung geführt. Nein, nein! Das kann nicht sein, die Verheerung war zu groß. Das Kind hat ja keine Vernunft; wie waren mir alle seinen Pflanzen zerstampft, verheert, zerrüttet! Nein, nein, gieb ihm Schuhe und Röcke von den Kindern und was du willst, aber zeigen soll es sich nicht mehr."

Der Ausspruch that allen leid, die ihn hörten. Die Frau Amtmann fand, es sei nun der Strafe genug, und das Kind hatte sich ja so zu seinem Vorteil geändert. Herr Delmy war überzeugt, daß das Kind unschuldig die Strafe trug. Elsa war überhaupt mitleidig; Max fand, man könnte nun einmal wieder die Postfahrten aufnehmen, und dem Lex, und vor allem dem Tilli, mangelte das Gatti zu allen Unternehmungen und seine lustige Unterhaltung ersetzte nichts anderes. Aber es half nichts, der Amtmann blieb bei seinem Wort, und trotz des fröhlichen Spazierganges gingen doch alle in etwas gedämpfter Stimmung zu Bett. —

Es schien, als wolle dem bewegten Sonntag ein noch geräuschvollerer Montag folgen. Noch war der Tag kaum angebrochen, als Herr Delmy von einem wahren Zetergeschrei erwachte. Erschrocken warf er sich in seine Kleider und trat ans Fenster, nach der Seite, von wo fortwährend dieselben Weheschreie herauftönten. Da erblickte er unten im Garten den Gärtner Joseph, der den Feldmauser-Michel fest an einem Ohr gepackt hatte und ihn so durch den Garten zu führen suchte. Dieser aber wehrte sich mit Händen und Füßen und schrie dazu wie ein Unsinniger. Herr Delmy ging nach dem Garten hinunter. Jetzt war Joseph mit seinem Gefangenen bei einem großen Birnbaum angelangt; mit der einen Hand hielt er den Buben unentweglich am

Ohr fest, mit der anderen hatte er einen Strick aus seinem Sack hervorgeholt und machte Anstalt, den stampfenden, stoßenden, immerfort laut kreischenden Michel an den Baum zu binden.

„Was ist es, Joseph, was hat er verbrochen?“ fragte Herr Delmy hinzutretend.

„Das ist der Engerling, Herr Delmy, der Gartenfuchs, der Früchtedieb“, berichtete Joseph in Aufregung; „ich habe nicht vergebens schon seit zwei Nächten aufgepaßt, denn ich dachte: die Butterbirnen werden dem wohl auch gefallen, der die Aprikosen geholt hat. Richtig, heut' vor Tag hör' ich ihn heranschleichen und dort am Spalier ... sehen Sie nur, Herr Delmy — drei oder vier konnte er in aller Schnelligkeit abreißen — dann fahr' ich herzu wie der Blitz, erwische ihn am Ohr, und hier ... hier ... der war's! Jetzt mach' ich ihn an dem Birnbaum fest und hole den Herrn Amtmann her.“

Der Michel riß wie ein Rasender am Strick und schrie immer unsinniger, denn bei jedem Riß gab es auch einen tüchtigen Ruck an seinem Ohr.

Herr Delmy legte seine Hand auf Josephs Arm und sagte begütigend: „Laßt ihn los, Joseph, wir kennen ja nun den Thäter, entlaufen kann er uns nicht; ich möchte ihn gern selbst dem Amtmann übergeben, wenn es Euch recht ist so.“

Augenblicklich ließ Joseph das sehr rotgewordene Ohr los und sagte ergeben: „Ja, wenn Sie es so wollen, Herr Delmy, dann ist mir's auch recht; Ihnen wird er wohl stillhalten, ohne daß Sie ihn beim Ohr nehmen, mir nicht.“ Damit ging Joseph zum Spalier zurück, um den Schaden näher zu untersuchen.

„Hör, Michel", sagte jetzt Herr Delmy, „es ist ein großes Unrecht und eine große Schande für dich, so als Dieb in den Garten eingeschlichen zu sein; aber doppelt schlimm ist es von dir, weil du den Verdacht deiner bösen That auf einem Unschuldigen hast sitzen lassen. Es war dir wohl bekannt, warum Gatti nicht mehr in diesen Garten kommen durfte, und du hattest den Raub an den Aprikosen verübt. Heute verdientest du darum doppelte Strafe. Bekennst du nun gleich offen und reumütig, daß du auch die Aprikosen gestohlen und den Garten verwüstet hast, so will ich mich für dich verwenden, daß der Herr Amtmann gnädig mit dir verfahre."

„O, ich hab' es ja gethan", stöhnte der Michel, „aber ich will's ja nicht mehr thun."

„Nun noch eins, Michel: ich gehe nun, den Herrn Amtmann zu holen; sagst du ihm deutlich und klar, was du gethan hast, so sollst du diesmal ohne Strafe davonkommen; thust du dies nicht, so geht es nicht ohne eine Strafe ab, die dir recht weh thun wird. Was willst du thun?"

„Ich will alles sagen, aber ich will's ja nicht mehr thun", jammerte der Michel wieder.

„Gut, nun bleib hier stehen, bis ich wiederkomme!" Damit verließ Herr Delmy den stöhnenden Michel und ging dem Hause zu.

Auch der Amtmann hatte das Geschrei vernommen; da er aber vermutete, die heimziehenden Nachtbuben machten sich in dieser Weise hörbar, hatte er sich nicht sehr beeilt und trat eben jetzt aus der Hausthür.

Herr Delmy hielt ihn an: „Ein Wort, Herr Amtmann! Ich habe mein Wort verpfändet, daß der Aprikosen- und

auch Birnendieb diesmal ohne Strafe davonkommt, wenn er alles klar vor Ihnen bekennt."

„Da haben wir's!" rief der Amtmann aus. „Also auch die Birnen! Nun, Ihr Wort muß ich wohl achten, und strafen will ich ja das Kind nicht; aber recht hatte ich."

Jetzt folgte der Amtmann Herrn Delmy unter den Birnbaum. Hier stand der Michel noch auf derselben Stelle und fing gleich stotternd vor Schrecken an: „Ich ... ich ... ich ... ich habe die Barillen genommen und ... und ... und ... und dann habe ich etwas tönen gehört und ... und ... und dann bin ich fortgelaufen und ... und ... und dann habe ich ein paar Blumen eingestampft, weil ich nicht mehr Zeit hatte, über die Wege zu laufen."

Mit großem Erstaunen hatte der Amtmann den Michel erblickt und ihm zugehört. Jetzt brach er zornig los: „Also du warst's, du Erzlump! Hättest du das nicht früher sagen können? Mach, daß du fortkommst, und komm mir nie mehr unter die Augen!"

Sehr erfreut gehorchte der Michel und lief aus allen Kräften davon.

Der Amtmann lief in großer Erregung den Garten auf und ab; er hatte nicht einmal nach den Birnen gesehen, wie groß der Raub sei. Nach einiger Zeit kam auch die Frau Amtmann in den Garten hinaus, sie war ja auch aufgeweckt worden und wollte sehen, was zu so früher Stunde da unten vorgehe. Ihr Mann lief ihr entgegen. „Es ist ein unerträgliches Unrecht geschehen", rief er ihr erregt zu, „nun ist das Kind seit Wochen verbannt und gekränkt worden, ganz unschuldigerweise, und während der Zeit noch hat es mir den größten Gefallen gethan, den mir ein Mensch thun konnte! Das muß auf der Stelle gut gemacht werden,

es muß etwas für das Kind gethan werden. Wo ist das Tilli? Es soll sofort das Kind Gatti herholen!"

„Lieber Mann", entgegnete die Frau Amtmann in großem Erstaunen, „unser Tilli liegt noch tief in seinem Bett und schläft, denn es ist fünf Uhr des Morgens, aber es wird ein frohes Erwachen geben für das Kind, nun es seine Freundin Gatti wieder in alle alten Rechte einsetzen darf, und auch mir ist es eine große, herzliche Freude, daß sich alles so gewandt hat; wie ist es nur gekommen?"

„Das wird dir Herr Delmy erzählen, mir giebt mein Krankenhaus heute so viel zu thun, daß ich nicht früh genug anfangen kann." Der Amtmann machte eine höflich auffordernde Bewegung gegen Herrn Delmy, wandte sich und ging mit großen Schritten dem Krankenhaus zu.

Erst als nach ein paar Stunden die Mutter, Herr Delmy und die Kinder am Frühstück saßen, das um der Schule willen pünktlich begonnen werden mußte, kam der Vater wieder zurück, ganz erfüllt von allem, was schon ausgeführt war und heute noch ausgeführt werden sollte in seiner neubelebten Anstalt. Auf einmal wandte er sich dem Tilli zu: „Tilli, heut' bringst du deine Freundin Gatti mit nachhauf' und bewirtest sie mit Kuchen und Kaffee und schenkst ihr einen Rock und ein schönes Halstuch und so etwas, was du denkst, das ihr Freude mache, und sagst ihr auch, daß sie täglich zu dir kommen darf, wie und wann es sie freut."

Das erstaunte Tilli sperrte seine Augen so weit auf, als es nur möglich war, und konnte vor Überraschung kein Wort sagen, denn die Mutter hatte von dem ganzen Vorgang am frühen Morgen noch nichts gesagt, sie wollte den Vater machen lassen. Auch Lex war so verwundert über

die Wendung der Dinge, daß er Löffel und Tasse wegschob und den Vater anstarrte.

„Es ist mein völliger Ernst", fuhr dieser fort. „Dem Kinde ist ein großes Unrecht geschehen, und das soll ihm vergütet werden; es ist dazu ein ausnehmend vernünftiges Kind, mit dem etwas anzufangen ist. Du hast da eine ganz rechte Freundin, Tilli, wir wollen ihr alle Freundschaft erweisen."

Über diese Nachricht, daß das alte Verhältnis mit dem Gatti völlig hergestellt und alles wieder werden sollte, wie es gewesen war, wurde das Tilli so von Freude bewältigt, daß es keinen Augenblick mehr stillsitzen konnte, sondern auf und davon schoß und in hohen Sätzen der Schule zustürmte, der Lex hinter ihm drein, denn er wollte dem Eindruck beiwohnen, den die Nachricht bei dem Gatti hervorbringen würde.

Das Gatti sprang dann auch ganz hoch auf und rief: „Juhe! Juhe!"

Und wie es nun am Abend zur festgesetzten Zeit herangerannt kam, da führten Lex und Tilli das Gatti in ihrer Mitte ganz feierlich ins Haus hinein. In der Wohnstube, wo die Mutter einen herrlichen Kuchen- und Kaffeetisch bereitet hatte, bewillkommte sie das Gatti mit Herzlichkeit und es mußte sich zwischen Lex und Tilli an den Tisch setzen; auch Max und Elsa kamen herzu und begrüßten es und setzten sich zu der Festlichkeit nieder. Dann erschien Herr Delmy und streckte dem Gatti in großer Freundlichkeit seine Hand hin und es schoß wie ein Pfeil vom Tisch auf und ihm entgegen, und das ganze Gatti leuchtete vor Freude, denn für den Herrn Delmy hatte es eine unbegrenzte Verehrung. Zuletzt erschien auch noch der Herr Amtmann und

schaute einen Augenblick verwundert auf den Gast zwischen Lex und Tilli, denn er erkannte das Gatti nicht in seinem neuen Zustand, mit dem sauber glänzenden Gesicht und den glatten Haaren und dazu so ordentlich aufgerüstet in Tillis Rock. Aber es stand gleich auf vom Tisch und sagte ganz anständig: „Guten Abend, Herr Amtmann!"

„So, so, du bist's, Gatti?" erwiderte er freundlich und gab ihm die Hand. „So ist's recht! Komm weiter zum Tilli, wenn es dich freut, denn ich weiß, daß du mich nicht belogen und den Diebstahl im Garten nicht begangen hast."

In größter Fröhlichkeit wurde der Festabend fortgesetzt und beschlossen. Das Tilli legte sich heute mit besonders frohem Herzen nieder, denn welche beglückenden Aussichten standen ihm vor Augen; auf alle die wiederkehrenden, schmerzlich entbehrten Unternehmungen in Feld und Wald, am Weiher und im Ried, im Trocknen und im Wasser, mit dem unermüdlich erfinderischen Gatti.

Kapitel IX.

In Waldhausen giebt es eine Pfarrerwahl.

Der Oktober war gekommen. Der Amtmann hatte alle Hände voll zu thun. Am Krankenhaus mußte ein Neubau unternommen werden, denn der Anfragen waren so viele, daß kaum der Hälfte entsprochen werden konnte. Die Anstalt blühte und gedieh über alle Erwartung. Nun waren es nicht mehr nur die Armen und ganz Hilfsbedürftigen,

die hinein wollten, sondern die reichen Bauern auf den großen Höfen um Waldhausen herum wollten ihre Kranken auch da haben und schickten ganze Wagen voll Obst und Holz und Korn, um dem Hause ihre Dankbarkeit zu zeigen, wo ihre Kranken so gut verpflegt wurden. Der Amtmann war in der besten Stimmung. Nur eins konnte ihn plötzlich sehr verstimmen, das war, wenn die Rede auf Herrn Delmys nahende Abreise kam. Es vermied zwar jedermann davon zu sprechen, denn im ganzen Haus konnte keiner den Gedanken ertragen, daß Herr Delmy fortgehen sollte.

In großer Erregung trat eines Morgens der Amtmann zu seiner Frau ins Wohnzimmer. „Unser Herr Pfarrer hat abgegeben", rief er ihr schon unter der Thür entgegen, „wir haben gleich an eine Pfarrerwahl zu gehen. Aber nun bitt' ich dich, Frau, wie kommt einem denn das Nächstliegende, das Beste, das Einzige nicht gleich in den Sinn? Warum haben wir denn noch nie daran gedacht, Herr Delmy müsse unser Pfarrer werden?"

„Daran habe ich schon sehr lange gedacht", sagte ruhig die Frau Amtmann.

„Na, warum sagst du denn kein Wort davon?" frug der Amtmann halb ärgerlich, aber doch sehr befriedigt über die volle Zustimmung.

„Weil ich dachte, es sei besser, die Sache komme dir selbst in den Sinn, und daß sie dir in den Sinn kommen mußte, wußte ich schon, es war ja gar nicht anders möglich", erklärte die Frau Amtmann.

„Aber ob er will, ob es ihm nicht zu wenig ist, bei uns zu bleiben? Er hat wohl andere Aussichten! Da muß ich gleich ins klare kommen, da muß auch gleich gehandelt werden."

Damit lief der Amtmann zur Thür hinaus und stieg unverzüglich die Treppe hinauf nach Herrn Delmys Zimmer.

„Herr Delmy", sagte er eintretend, „ich muß Ihnen einen Vorschlag machen. Soeben ist unsere Pfarrstelle frei geworden, bleiben Sie bei uns, werden Sie Pfarrer von Waldhausen! Sie mögen freilich viel glänzendere Aussichten haben, das sage ich mir schon; aber wir können Sie nicht mehr entbehren und Sie können ja so viel Gutes thun hier! Man wird Ihnen mit großem Vertrauen entgegenkommen, und Ihr Arbeitsfeld wäre nicht so sehr klein. Aber eine Hauptfrage ist ja, ob Sie es in unserer ländlichen Abgeschiedenheit in die Länge aushalten werden. Nun, Herr Delmy, Sie schweigen? Haben wir gar nichts zu hoffen?"

Herr Delmy stand einen Augenblick noch stumm vor dem Amtmann; daß er einen Eindruck von dem Gesprochenen empfangen hatte, konnte man nur daran sehen, daß alle Farbe aus seinem Gesichte gewichen war.

„Herr Amtmann!" sagte jetzt Herr Delmy, „Sie haben mich so sehr überrascht, daß ich mich besinnen mußte, ob ich auch recht höre. Was Sie mir vorschlagen, ist der tiefste Wunsch meines Herzens. Ich kann mir kein lieblicheres Los denken, als in dem schönen Waldhausen zu bleiben und als Pfarrer in dieser Gemeinde zu wirken, mit der schon so viele Bande mich eng verknüpfen; sollten die Leute von Waldhausen mich wünschen und wählen, so würde ich mit hoher Freude dem Rufe folgen. Aber eines, Herr Amtmann: Sie haben großen Einfluß in Ihrer Gemeinde, Sie müßten mir versprechen, den nicht für mich zu gebrauchen; nie würde ich eine Wahl annehmen, die Sie herbeigeführt hätten durch Ihre Fürsprache, wie sehr es mich auch freut, daß Sie glauben, mich nicht mehr entbehren zu können.

Sie müßten mir Ihr Wort darauf geben, daß Sie durchaus nichts dafür thun wollten, weder in Wort, noch That, daß die Waldhauser mich zu ihrem Pfarrer machen sollten."

„Gut, ich verspreche", rief der Amtmann aus, hocherfreut über Herrn Delmys freudige Zusage, die, wie er dachte, das einzige Hindernis am Gelingen seines Planes sein würde.

Aber diesmal schien es, als sollte es dem Amtmann nicht so leicht werden, einen Zweck, den er sich einmal vorgenommen hatte, zu erreichen. Er wollte sein Wort halten, das er Herrn Delmy gegeben hatte, nirgends für ihn zu reden und niemanden für ihn zu gewinnen suchen. Nur hier und da wollte er sich doch mit diesem oder jenem besprechen und hören, an wen man etwa denke und ob die Leute überhaupt einen bestimmten Wunsch oder Gedanken an irgendjemand hätten. Aber es war ganz kurios, wie die Waldhauser in dieser ganzen Zeit sich gegen den Amtmann benahmen, geradezu als wäre eine Verschwörung gegen ihn im Gange. Jeder wich ihm aus, und faßte er einmal irgendeinen fest an und wollte im Gespräch nun auch die Pfarrerwahl berühren, so that der, als habe er darin noch gar keine Meinung, und sobald er nur konnte, brach er ab und lief von dem Amtmann weg. Sogar der Präsident und der Gemeindammann gaben gar keinen rechten Bescheid, als der Amtmann sie einmal geradeaus fragte, an wen sie dächten, und sagten nur ein paar ganz allgemeine Worte von den letzten Herren Vikaren, die seien ja alle recht gewesen; aber der Amtmann merkte gut, daß sie etwas im Hinterhalt hatten.

So gingen die Wochen dahin und der Wahlsonntag nahte. Jetzt hielt es der Amtmann nicht mehr aus. Von

einem Menschen wenigstens konnte er erfahren, was denn eigentlich unter der Hand und hinter seinem Rücken ausgemacht wurde; denn daß die Waldhauser diesmal durchaus hinter seinem Rücken handelten, verstand er schon.

Er wandte sich an seinen Gärtner: „Was hört Ihr denn von der Pfarrerwahl, Joseph; will man bei den letzten Vikaren bleiben, und welchen wollen denn die Leute eigentlich?“

Joseph erklärte, er wisse nicht, was vorgehe, nur so viel könne er merken, daß sie einen wollten, der sicher dem Herrn Amtmann nicht recht sei; denn wenn sie alle die Köpfe zusammensteckten und über die Sache redeten, so viel sie nur können, im Wirtshaus oder wo es sei, und er, Joseph, komme dazu, so sage keiner ein Wort mehr, und thäten, als redeten sie von den gleichgültigsten Dingen, und das sei nur — setzte Joseph hinzu —, weil er beim Herrn Amtmann sei, das sehe er deutlich, der solle nichts vernehmen.

„Aber habt Ihr selbst denn nie fragen können, wen sie zum Pfarrer haben wollen, könnt Ihr das nicht jetzt noch thun?“

„Sie geben mir keinen Bescheid“, antwortete Joseph, „sie sagen, es solle jeder thun, was er für das Beste halte, und ähnliche Reden; nur vom Feldmauser habe ich einmal die Antwort bekommen, es denke jeder zuerst an seinen Vorteil, und ich habe so bei mir gedacht, er trage nicht vergebens einen Rock vom letzten Vikar auf dem Leib.“

„Joseph“, sagte der Amtmann kurz, „ich will Euch nicht beeinflussen, ich gebe meine Stimme Herrn Delmy; thut, was Ihr wollt.“

„Herrn Delmy? Unserem Herrn Delmy?“ fragte

Joseph erstaunt. „Ja dem, dem gäb' ich sie auch, wenn man das thun kann."

Der Wahlsonntag war gekommen. Der Amtmann zog seinen Rock an, um zur Kirche zu gehen."

„Herr Delmy wird wenigstens zwei Stimmen bekommen", sagte er zu seiner Frau, „die meine und Josephs; sonst hab' ich wenig Hoffnung. Was den Waldhausern in die Köpfe gefahren ist, weiß ich nicht; so haben sie sich noch nie gegen mich betragen, daß sie mir alle seit Wochen aus dem Wege gehen, und ich von mir aus konnte nichts thun; ich hatte Herrn Delmy mein Wort gegeben."

Die Frau Amtmann setzte sich still und traurig ans Fenster und schaute zu, wie die Wahlmänner von allen Seiten der Kirche zuschritten.

Die Kinder standen in der höchsten Spannung an allen Fenstern herum, denn ob Herr Delmy heute zum Pfarrer in Waldhausen gemacht und so für immer bei ihnen bleiben werde, oder ob er sie in kurzer Zeit verlassen und vielleicht nie mehr zurückkehren sollte, das war für alle vier eine Frage von solcher Wichtigkeit, daß sie vor Angst und Erwartung kein Wort mehr redeten. Alle viere schauten mit gespannten Blicken bald auf die Uhr, bald auf die schwarzen Männer, die immer noch da und dort sich zeigten und dann, zusammentreffend, gleich mit Armen und Händen in der Luft herumfuhren, so wie um sich gegenseitig zu überzeugen, und sodann der Kirche zugingen.

Herr Delmy saß still in seinem Zimmer und las.

Bei der alten Base war am Abend vorher der Kesselflicker wieder einmal angekommen. Jetzt stand er mitten in der Stube, und das Gatti band ihm mit großer Anstregung das rote Halstuch um, das ihm Tilli geschenkt hatte, denn

er wollte auch gehen und helfen einen Pfarrer wählen für Waldhausen, und das Gatti wollte den Vater auch festlich angezogen sehen, denn es hatte jetzt Augen dafür, ob einer gut und sauber aussehe oder nicht. So wanderte nach vielen Jahren zum erstenmal wieder der Kesselflicker zur Kirche; und er kam sich so ganz anders vor, wie er so als Wähler in seinem neuen Halstuch dahinging, und auf dem Wege wurde es ihm immer wohler. Das Gatti begleitete ihn im neuen Sonntagsrock vom Tilli und sah so sauber und geputzt aus, daß es der Vater zu öfteren Malen mit Wohlgefallen und Erstaunen ansehen mußte.

Wie nun die beiden so mit einander der Kirche zuwanderten, schauten ihnen die Leute ganz verwundert nach und sagten unter einander, es sehe gerade so aus, als ob das Wunder, das an diesem Kinde geschehen sei, nun auch noch am Vater zu wirken anfange.

Vor der Kirchenthür blieb das Gatti stehen, und der Kesselflicker trat mit festem Schritt hinein.

Es vergingen wohl zwei Stunden und mehr noch. Das Gatti wich keinen Augenblick von seinem Posten an der Thür.

Jetzt gab es eine Bewegung in der Kirche; einige der Männer kamen heraus und redeten mit einander. Das Gatti hatte genug gehört. Atemlos stürzte es nach dem Amthaus hinauf und in die Stube hinein mit dem lauten Ruf: „Er ist's! Er ist's!"

„Wer? Was?" riefen die Kinder entgegen.

„Herr Delmy ist unser Pfarrer, Herr Delmy", triumphierte das Gatti.

Jetzt brach ein unerhörter Jubel los. Die Kinder jauchzten und schrieen vor Freude alle durch einander, und

Tilli und Lex hüpften in hohen Sprüngen im Zimmer herum, so, als könnte nur durch diese außerordentliche Bewegung die nie dagewesene Freude bewältigt werden. Selbst die Mutter war von der glückverbreitenden Überraschung so ergriffen, daß sie erst kein Wort sprechen konnte. Jetzt wies sie Tilli an, das Gatti hinauf zu Herrn Delmy zu führen, damit es die Freude habe, diesem selbst die Nachricht zu überbringen. Im höchsten Glück stürzten die Kinder die Treppe hinauf und klopften in der Aufregung so erschrecklich an die Thür, daß Herr Delmy drinnen sehr zusammenfuhr und halb erschrocken den Hereingerufenen entgegensah. Die Kinder sprangen ganz nahe zu ihm heran, dann sagte das Gatti freudestrahlend: „Sie sind unser Herr Pfarrer."

Einen Augenblick stand Herr Delmy ganz bleich und unbeweglich und sprach kein Wort. Dann nahm er Gattis Hand in die seinige: „Und du bringst mir die Nachricht, Gatti! Das freut mich! — O, das freut mich!" wiederholte er wie für sich. „Du bist mir der rechte Vertreter derer, von denen ich wünschte, gerufen zu werden."

Herr Delmy nahm an jede Hand eines der Kinder und kam die Treppe herunter, wo er mit der Frau Amtmann und den anderen Kindern zusammentraf, denn diese hatten vom Fenster aus einen Boten heranlaufen sehen und wollten ihm entgegenkommen. Eben sprang er keuchend die Steinstufen herauf; es war Joseph, abgesandt vom Amtmann, der keine Ahnung hatte, daß das Gatti ihm schon zuvorgekommen war. Joseph mußte berichten, daß Herr Delmy völlig einstimmig zum Pfarrer gewählt sei, ja, daß auch nicht eine einzige Stimme gefehlt habe. Mit Staunen und Rührung schauten die Frau Amtmann und Herr Delmy

sich an. Wie war das möglich! Wie konnte es nur zugegangen sein! So mußten sie sich fragen und sich freuen und wieder fragen, wie sie nun im stillen Wohnzimmer zusammensaßen; während die Kinder draußen ihrer freudigen Aufregung ein wenig Luft machen mußten.

Unterdessen war der Amtmann drunten in der Kirche von einem Erstaunen in das andere gefallen; als er bemerkte, welche Wendung die Pfarrerwahl nahm, und wie es nun zum Endresultat kam und Herr Delmy mit allen Stimmen von der ersten bis zur letzten berufen war, da stand der Herr Amtmann in einer Verwunderung da, wie in seinem ganzen Leben noch nie. Wie die Sache zustande gekommen war, mußte er wissen, eh' er nachhause ging. Er sandte darum den Joseph mit der Nachricht und wandte sich einem Trüppchen von Männern zu, die mit besonders vergnügten Gesichtern dastanden und sich besprachen. Als der Herr Amtmann zu ihnen trat, grüßten sie ihn alle sehr unterthänig und verteilten sich dann gleich nach allen Seiten, so, als habe keiner einen Augenblick zu verlieren.

Jetzt trat der Gemeindammann aus der Kirche; der Amtmann ging rasch auf ihn zu.

„Nun, Herr Gemeindammann", redete er ihn an, „wie sind wir denn zu unserem Pfarrer gekommen? Eine solche Überraschung habe ich noch nicht erlebt."

„Ja, ja", entgegnete bedächtlich der Herr Gemeindammann, „es geht manchmal anders, als man denkt, das habe ich auch schon erfahren, es geht so in der Welt, es geht so — nichts für ungut, Herr Amtmann, ich bin ein wenig pressiert, es ist schon spät." Der Gemeindammann hatte schon während des Sprechens sich immer ein wenig entfernt, jetzt ging er ziemlich eilig davon. Dem Amtmann kam es

kurios vor, daß heute keiner Zeit hatte, zu reden, sie mußten doch alle, wie er, von dem Ereignis erfüllt sein.

Jetzt lief der Feldmauser hart an ihm vorbei.

„He, guter Freund", rief der Amtmann aus, „steht einen Augenblick still!"

Der Angerufene kehrte zurück, machte aber eine Gebärde, als ob auch er pressiert sei; aber jetzt war der Amtmann entschlossen, seinen Mann festzuhalten.

„Sagt einmal, Mauser, wollt Ihr die Woche auf meine Felder kommen? Da sind Mäuse drin, daß es wimmelt."

„Ja, gern, Herr Amtmann, recht gern", antwortete der Feldmauser bereitwillig.

„Gut! Nun gehen wir, denk' ich, ein Stück Wegs zusammen; kommt, ich kann Euch gleich im Vorbeiweg das Feld zeigen, wo die meisten Mäuse sind", sagte der Amtmann.

Auf diese direkte Aufforderung hin konnte der Feldmauser nicht zurückbleiben, obschon er probierte, ob er etwa damit entwischen könne, daß er dem Amtmann sagte, er komme ihm schon nach, er wolle nur noch seinen Nachbar erwarten.

„Dann wart' ich auch", bemerkte der Amtmann und stellte sich breit und fest hin, so daß der Mauser sah, es sei ihm Ernst. Hierauf kehrte er um und sagte, der Nachbar werde aber wohl schon gegangen sein.

„Gut, so gehen wir", sagte der Amtmann, sich in Bewegung setzend, „und nun sagt mir, Mauser, Ihr habt ja unserem neuen Herrn Pfarrer auch die Stimme gegeben, wie kommt Ihr dazu?"

Das war gerade die Frage, die der Mauser befürchtet hatte. Er schob seine Kappe hin und her auf dem Kopf, so wie um durch deren Festsitzen die nötige Sicherheit zu

gewinnen, und sagte dann: „Ja, man thut eben so nach seiner Einsicht, ich will ja nicht sagen, daß der Herr Amtmann einen Besseren gewußt hätte.“

„Nein, das hätte ich nicht, auf der ganzen Welt nicht“, erklärte der Amtmann; „ich habe ihm, denk' ich, meine Stimme auch gegeben, da ihm keine einzige gemangelt hat.“

Jetzt ging dem Mauser ein ganz neues Licht auf, denn es war ja richtig: der Pfarrer war einstimmig gewählt worden.

„Ja so, Herr Amtmann, das ist etwas anderes“, sagte der verwunderte Feldmauser; „jetzt weiß ich selber nicht, wie alles so gegangen ist.“

„Erzählt mir doch einmal alles, was gemacht und geredet worden ist in dieser Sache“, sagte der Amtmann nun; „aber verbergt mir nichts, hört Ihr, und dann nach der Anstrengung kommt Ihr mit mir zu einem guten Glas Wein.“

Der Feldmauser war sehr erleichtert, daß die Angelegenheit eine solche Wendung nahm, und fing nun gleich geläufig zu erzählen an, wie man eine Liste umhergeboten hatte mit den drei Vikaren darauf. Aber auf einmal habe es geheißen, man wisse einen viel besseren Pfarrer, nur müsse man nicht davon reden, denn der Herr Amtmann wolle ihn für sich behalten und nicht aus seinem Hause lassen, darum sage er auch kein Wort von ihm, wenn er schon wisse, daß es keinen besseren Menschen gebe. Man habe auch Beispiele von ihm erzählen gehört, die habe mancher nicht glauben wollen. Wie der Herr zum Exempel einmal lieber selber hergehalten habe, als daß das bösartige Kesselflickerkind eine Ohrfeige vom Herrn Amtmann erhalten sollte. Aber das Kind habe es selbst erzählt und

noch viel dazu, wie er so gut und liebreich sei, wie ein Engel vom Himmel, und das Kind habe alles gut wissen können, denn es habe ihn täglich gesehen. So hätten sie doch alle denken müssen: wenn er gegen ein solches, wie das zerlumpte Kesselflickerkind, so sein könne, so wollten sie gern auch mit ihm zu thun haben, und wenn die ihn eben zum Pfarrer machen könnten, so könnte dann jeder zu ihm kommen und auch etwas von ihm haben; „und so", schloß der Feldmauser, „kann es uns ja der Herr Amtmann nicht übelnehmen, daß wir den Pfarrer so hinter seinem Rücken wählten, denn es mußte ja doch jeder annehmen, der Herr Amtmann wolle ihn nicht hergeben, weil er gar nicht für ihn redete."

„So, das ist gut gegangen", sagte der Amtmann, nun ihm durch den Feldmauser alles so klar geworden war. „Hätte der Amtmann den Waldhausern den Herrn Delmy recht warm empfohlen, so hätten sie gesagt: ‚Aha! der will den los werden!' und wir hätten unseren Herrn Pfarrer nicht einstimmig bekommen, vielleicht hätten wir ihn jetzt gar nicht. Es ist gut, daß ihr in Waldhausen nicht nur einen Amtmann, sondern daß ihr noch so ein Kesselflickerkind habt, das euch etwa den Weg zeigt."

„Ja, das ist wahr", sagte der Mauser aufrichtig.

Jetzt waren sie angekommen und der Amtmann nötigte seinen Begleiter freundlich in sein Haus hinein, daß er sein wohlverdientes Glas Wein trinke.

Unterdessen war das Gatti heimgekehrt und traf seinen Vater, wie er festlich ausruhend unter seiner Hausthür stand im roten Halstuch.

„Gatti", sagte er, wie das Kind herankam, „ich habe heut' so neue Gedanken, es ist mir so, als müsse etwas

Neues angehen, es kam mir so auf einmal, wie ich so mit dir gegen die Kirche hinging, so im Sonntagsgewand, und du so gut in der Ordnung, wie ich dich noch nie gesehen habe. Ich habe nun so gedacht, wenn ich mein Gewerbe nun wieder im Haus triebe, nicht mehr auf der Straße, und du dann so alles in Ordnung hieltest, daß es so einen Haushalt wieder abgäbe, wo eine Ordnung wäre; was meinst du?"

„O ja! O ja, Vater!" jubelte das Gatti, „das kann ich schon! das will ich schon! O, dann machen wir eine rechte Haushaltung aus, wie die anderen Leute, und dann kommt der Herr Pfarrer auch zu uns! Ich will auf der Stelle anfangen, Vater, und alles in Ordnung machen, und das Gatti schoß in seinem Unternehmungseifer schon zur Thür hinaus, um gleich des Vaters Werkstatt von allen Spinngeweben zu befreien.

Aber noch zur rechten Zeit, damit nicht der festliche Sonntag für das Gatti noch zu solchem Arbeitstag umschlage, kam das Tilli herbeigerannt, und unter der Thür, wo noch der Vater stand und das Gatti nun auch wieder erschien, verkündigte das Tilli mit lauter Stimme, seine Freundin Gatti müsse auf der Stelle mit ihm nachhause kommen, da werde gleich zu Mittag gespeist und dann werde eine Ausfahrt gemacht auf dem großen, zweispännigen Landwagen, um den Freudentag festlich zu begehen, und der Papa habe erklärt, das Gatti müsse mit dabei sein.

„Das wird doch nicht sein!" sagte der Kesselflicker in der höchsten Verwunderung.

„Doch! doch!" versicherte Tilli, „der Papa hat mich selbst geschickt, das Gatti muß schnell kommen."

Und nun rannten die beiden Kinder in hoher Freude davon, dem Amthaus zu.

Eine halbe Stunde nachher trat der Kesselflicker wieder unter seine Hausthür hinaus; er wollte hier den Wagen erwarten, denn er konnte annehmen, die Gesellschaft würde nach dieser Seite fahren, wo die Straße gut war. Der Kesselflicker hatte den Hut aufgesetzt, um ihn vor dem Herrn Amtmann und seiner Familie abziehen zu können, denn, hatte er drinnen der alten Base erklärt, man müsse jetzt darauf sehen, manierlich zu sein, wenn man nun so mit der Herrschaft in nähere Beziehungen komme.

Jetzt rollte der Wagen heran. Vorn auf dem hohen Sitz saß der Herr Amtmann und neben ihm sein Sohn Max. In der Mitte saßen die Frau Amtmann und der Herr Pfarrer, zwischen ihnen die Elsa. Auf dem hintersten Sitze saßen Lex und Tilli, das Gatti in ihrer Mitte, völlig strahlend vor Freude. Wie hätte es sich auch nur denken können, daß es jemals da hinaufkäme, wenn es den Zweispänner vorbeirollen sah und die Amtmannskinder anstaunte, die da oben saßen mit Vater und Mutter und Herrn Delmy, und es ihnen nachschaute, so lange nur noch ein Pünktchen von ihnen zu sehen war, so schön kam dem Gatti die Sache vor. Und nun saß es selbst da oben, mitten unter den Amtmannskindern, und vor ihm saß Herr Delmy und wandte sich alle paar Minuten mit der größten Freundlichkeit nach den Kindern um, sich zu versichern, daß noch keins von den dreien verloren gegangen sei, denn die saßen nicht besonders ruhig auf ihrem hohen Sitz. Und aus allen Thüren und Fenstern schauten die Waldhauser heraus und grüßten ehrerbietig, und alle mußten sich des höchsten verwundern, wie denn des Kesselflickers Gatti zu der Ehrenfahrt des neuen Herrn Pfarrers auf des Amtmanns Zweispänner kam.

Das war nun auch ein Festtag, den das Gatti sein Leben lang nicht vergessen wird. Auch das schöne Nachtessen bei der Heimkehr mußte es noch mitmachen, und erst spät am Abend kehrte es heim, noch von Lex und Tilli begleitet, die ihm helfen mußten, seine großen Pakete nachhause zu tragen, denn der Herr Amtmann hatte angeordnet, daß es alle Reste des Nachtessens mitnehmen sollte, damit der Vater und die alte Base auch noch ein wenig Festtag haben könnten.

Es ging aber gar nicht lange, so kamen die Waldhauser zu einer neuen Verwunderung, denn gleich nach seinem Ehrentag fing das Gatti mit der größten Kraftanstrengung an zu putzen und zu kratzen in seinem Häuschen herum, und Schmutz und Fetzen und Spinngewebe wurden da haufenweise hinausgeschmissen, und dann fing das Gatti im höchsten Eifer an einzurichten und neu aufzubauen.

Jetzt wurde auch das Tilli von dem Einrichtungsfieber ergriffen. Jedes Hausgerät, dessen es habhaft werden konnte, schleppte es vor die Mutter und fragte: „Kann ich das dem Gatti bringen in den neuen Haushalt?“ Und was nur entbehrlich war, wurde dahingetragen, so daß in der kürzesten Zeit das Gatti in einem ganz wirtlichen Häuschen saß und es von oben bis unten musterhaft in der Ordnung hielt. Dem Kesselflicker gefiel seine helle, saubere Werkstatt so gut, daß er gar nicht mehr hinaus wollte und so ins Arbeiten hineinkam, daß er sich zum völligen Spengler aufschwang.

An diesem fröhlich gedeihenden Haushalt hat der Amtmann eine so große Freude, daß er niemals an dem Häuschen vorbeigeht, ohne bei dem Spengler einzutreten und

eine kleine Weile bei ihm in der Werkstatt zu sitzen. Hier nimmt die Arbeit mit jedem Tage zu, denn der Amtmann hat den Spengler jetzt als Lieferant aller in sein Fach einschlagenden Artikel für das große Krankenhaus eingesetzt. — Der Amtmann tritt aber nie in das Häuschen ein, ohne nach dem Gatti zu fragen und ihm ein freundliches Wort zu sagen, wenn es erscheint. Wird aber in seinem Hause irgendein Festtag gefeiert, an welchem man sich wieder aufs neue des errungenen Herrn Pfarrers erfreut, dann sagt der Amtmann: „Das Kind Gatti soll mithalten; wo wäre unsere Freude ohne seine Mitwirkung?" Und das Tilli holt im Triumph seine Freundin herbei.

Tilli und Gatti sind die besten Freunde geblieben. Das Gatti ist glückselig, wenn Lex und Tilli es in seiner Häuslichkeit besuchen, und sie alle dann zusammen um den Schiefertafeltisch sitzen und ihre Angelegenheiten beraten, denn irgendetwas haben die drei immer noch vor. Nur ein Glück giebt es für Gatti, daß dieses noch übersteigt; das ist, wenn der Herr Pfarrer Delmy bei ihm eintritt und sich an seiner guten Ordnung und am Gedeihen seines ganzen Haushaltes freut mit einer Herzlichkeit, als wäre das Gatti sein eigenes Kind.

In ganz Waldhausen aber ist kein einziger Mensch, der seinen Herrn Pfarrer wieder hergeben würde, und der Herr Pfarrer Delmy hat eine solche Liebe und Fürsorge für seine Waldhauser, daß er sie nie mehr verlassen würde, und wenn er auch geradezu einen Ruf von Berlin bekäme.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Internationale Jugendbibliothek
047002207622

H/S 500 800

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Aus unserem Lande.

Noch zwei Geschichten
für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von
Johanna Spyri.

Zweite Auflage.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1882.